

www.e-rara.ch

Federzeichnungen aus dem amerikanischen Stadtleben

Rittig, Johann

New York, 1885

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: 43.235

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-72579>

Charakter-Figuren.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Charakter-Figuren.

© 1911 by the
University of Chicago



Der Gentleman-Proletär.

Unter allen Stiefkindern des Glücks, welche beim Herannahen des Winters die düsternen Figuren im bunten Gewühl des New-Yorker Straßenverkehrs bilden, fröstelt Niemand so sehr wie den Gentleman-Proletär. Keinem im Neze der Dürftigkeit hängenden Sterblichen kommt das Uncomfortable seiner Lage so empfindlich zum Bewußtsein wie ihm. Das Schlimmste nämlich, was dem Proletär passiren kann, ist: den gerechten Anspruch darauf zu haben, unter die Gentlemen classificirt zu werden, und zu wissen, daß dem so ist. Was andere Darbende nur mit dem Gewichte eines Lothes drückt, wird bei ihm gleich zur Centnerlast. Der Entbehrung lacht er, denn seine Bildung erstreckt sich bis auf seinen Magen und ein gebildeter Magen zeichnet sich nicht blos dadurch aus, daß er das nöthige Verständniß für die ausgesuchtesten Delicateessen besitzt, sondern auch dadurch, daß er ungewöhnlich lange Perioden der Anthatigkeit mit mehr Würde zu tragen weiß, als einer seiner ungebildeten Colleggen. Aber alle Vortheile, welche dem Gentleman-Proletär der Stoicismus seines Magens bringt, sind nicht im Stande, die riesigen Nachtheile aufzuwiegen, die ihm aus seiner größeren Empfindlichkeit für das forschende Auge der Welt erwachsen.

Ja, der Entbehrung lacht er; aber daß man sein Entbehren kennt oder ihm ansieht, ist ihm unerträglich, versetzt ihn in die schwärzeste der Stimmungen. Und nie nimmt diese Stimmung ein tieferes Schwarz an, als wenn sich der Sonntagshimmel über New-York wölbt und vielleicht gar aus wolkenleerer Höhe das hellste Sonnenlicht nieder sendet. Diese indiscreten Strahlen heben das Mangelhafte an seiner, schon in unbestimmten Farben spielenden Kleidung so unangenehm hervor, mahnen ihn so sehr an den Gegensatz zwischen seinem dürftigen Aeußern und dem Sonntagsstaate der ihm begegnenden Kinder

des Volkes, daß er wünscht, es gäbe alle Sonntag Nachmittag eine totale Sonnenfinsterniß. Sucht er aber auf seiner unfreiwilligen Promenade den geputzten Menschen und ihren, ihn so naiv anglozenden Augen auszuweichen, biegt er in eine minder belebte Straße ab, dann schüttelt es ihn am kalten Decembertage um so mehr. Er sieht einen menschenleeren Straßentheil vor sich liegen — so still, so öde; er glaubt ein Abbild der Oede in seiner Brust zu erblicken, die auch nicht bevölkert ist mit munter auf und ab wogenden Gefühlen; er erschrickt, es schnürt ihm die Kehle zu; ihn friert. Rasch kehrt er um und sucht wieder Menschen auf, zwar Fremde, die theilnahmslos an ihm vorüber eilen, ihm aber doch Zerstreuung bereiten und sei es nur die der Selbstmarter durch schmerzhaftige Vergleiche.

In früheren Jahren lustwandelte er so gern! Es gab keinen unterhaltenderen Schwätzer auf der großen Promenade der Residenz als ihn. Im Uebermuthe der Laune flogen damals die boshaften Bonmots dutzendweise von seinen Lippen. Jetzt fallen sie ihm wie ebenso viele Sünden ein. Er, der über alle Welt gelacht, zittert jetzt bei dem Gedanken, daß vielleicht alle Welt über ihn lache. Es ist so ganz anders mit ihm geworden, seit er drüben in der alten Welt alle Bande gelöst und in der Erwartung herüber geeilt, daß es einem Manne von seinem Witze in dem verhältnißmäßig jungen Lande nicht fehlen könne. Der Witz ist ihm geblieben, aber sonst nichts. Eine seiner ersten Erfahrungen bestand darin, daß es unerträglich viel gewitzte Leute in der neuen Welt gebe und daß man mit dem Ansammeln der Capitalien, welche hier vorwärts helfen, früher anfangen müsse, als ihm noch möglich. Fürs Lernen ist er zu alt. Heimkehren mag er nicht: denn der Spott der klugen Leute, die ihm von seiner Abenteuerfahrt abgerathen, würde ihn tödten. Lieber diesseits des Oceans verderben! Auch ist es ja noch immer möglich, daß er mitten in der Wüstenei, die ihm New-York jetzt ist, eines Tages ganz unversehens auf eine Quelle stößt. Wenn nur der Winter schon vorüber wäre! Vor dem Winter bangt ihn: so sehr, daß schier sein Herz erbebt, so oft er die Tage zählt, die noch verstreichen müssen, ehe die Frühlingssonne mildere Bedingungen des Daseins hervorzaubert.

Jetzt schleppt er sich so hin, wie hundert Andere, von denen man sagen kann, daß sie der Herr nähre, obgleich sie nicht säen, daß er sie

kleide, obwohl sie nicht spinnen und weben. Es ist am Ende so erstaunlich wenig, was der Mensch zum Leben braucht; und der Gentleman-Proletär ist immer dazu noch *single*. Instinktmäßig hält er an New-York fest. Er kam noch nie über den Harlem hinaus. Er fühlt, daß es westlicher auch amerikanischer wird. Es gewährt ihm eine, ihm selbst nicht klare Beruhigung, hier gewisser Maßen auf dem Sprunge zurück ins alte Land zu stehen. Wie ein Kind, das noch nicht auf amerikanischem Boden gehen gelernt, meint er hier die alte Europa wenigstens noch am Schurzzipfel fassen zu können. So tritt er denn, abwechselnd in Ergebung und Verzweiflung, das grausam harte Pflaster der Metropolis. Ohne daß man es ihm gesagt hat, weiß er, daß weiter westlich der Gentleman es nicht so lang aushalten könnte, Proletär zu sein, und der Proletär nicht so lang, Gentleman zu bleiben. Sein einziger Trost besteht aber gerade in dem Bewußtsein, daß er das Benehmen eines Gentleman habe. Mag auch Alles an ihm reducirt sein, der Schliß ist ihm geblieben. Eine der größten Demüthigungen, die ihm widerfahren, ist der Mangel an Handschuhen. Die Zeit, zu welcher er den noch gut erhaltenen rechten Handschuh anzog, den zerissenen linken geschickt mit der rechten Hand schwenkend, und dann wieder mit der linken Hand dasselbe Manöver ausführte, weil nun der rechte Handschuh der schlimmer zugerichtete geworden, diese Zeit ist auch schon längst an ihm vorübergegangen. Jetzt birgt er beide Hände tief in den Taschen des kurzen Sackrockes, der trotz aller Strapazirung in Sturm und Wetter immer noch den fashionablen Schnitt für sich hat. Einen Stock hat er auch aus den Trümmern seines Wohlstandes gerettet; und wenn er denselben, mit dem Griff in der Tasche, kerkengerade aufrecht trägt, dann gibt ihm dies sogar noch ein flottes Aussehen. Damit, meint er, könne er die schadensfrohe Welt noch ein wenig täuschen, und täuscht sich selbst.

Manchmal verräth die vom Sattelschluß herrührende, sanfte Rundung im Stellen der Beine, daß er ein Roß zu tummeln versteht, vielleicht Cavallerie-Officier gewesen. Der Gentleman-Proletär dieser Gattung hat eine, sich über alle Schiffbrüche hinaus erhaltende Vorliebe für die Stall-Atmosphäre. Geht er an einem

livery-stable vorbei, dann seufzt er wohl auf, der Zeit gedenkend, als er die Stalljungen mit der Peitsche springen machte, jetzt aber die Lämpele beneidend, welche sich so behaglich auf ihren Decken in einem Winkel des warmen Stalles strecken. Für die Gänle hat er sich seinen Kennerblick gewahrt. Wenn er bedenkt, daß die sachkundige Behandlung einiger derselben ihm den ganzen Winter hindurch eine, seinen Neigungen entsprechende, nährende Beschäftigung sein könnte, dann blickt er fast mit Ehrfurcht auf den amerikanischen Gaul. Wäre es nicht um den Hohn, der ihm aus dem Munde einiger guten Freunde droht, er würde längst Kutscher geworden sein. War es ein Civilisten-Beruf, in welchem er sich zu seiner jetzigen Hilfslosigkeit herausgebildet, kann man ihn um so sicherer im Bereiche eines Cafés antreffen. An die Straßenecke pflanzt sich der Gentleman-Proletär nie hin; dies überläßt er mit richtigem Taft dem Gentleman-Koaser. Je drückender ihm der Mangel an Beschäftigung wird, desto weniger will er die Welt sehen lassen, daß er unbeschäftigt sei. Er eilt stets besüßelten Schrittes dahin und wäre es nur, um an der nächsten Ecke wieder umzukehren und ebenso schnell die zurückgelegte Strecke noch einmal zurückzulegen. Grinst ihm die stiefelputzende Range ihr wie Ironie klingendes "shine, Sir?" entgegen, dann brummt er wohl Etwas in den Bart, aber schon beim dritten Schritte beschleicht ihn der Wunsch: „Ach, wäre ich nur so jung wie Du, mit welchem Enthusiasmus wollte ich Stiefel putzen!“

Den behaglichen Räumen des Cafés strebt er wie die Motte dem Lichte zu. Er umkreist es so lang, bis sich einer der wenigen Eingeweihten, die ihm schon ins Herz und in den Magen geblickt, einfindet und ihn mit zum Domino nimmt. Er gewinnt immer. Ist die Seele des Freundes besonders zart besaitet, läßt sie ihn auch dann gewinnen, wenn er der schlechtere Spieler ist; es geht ja — um den Kaffee. Bei einer Tasse werden da der Stündchen drei bis vier und auch mehr dem unschuldigen Spiele gewidmet, besonders wenn es draußen sehr kalt ist. Wird es Zeit, den andern Menschenfreund aufzusuchen, welcher es versteht, unseren Gentleman-Proletär gratis wohnen zu lassen und zu gleicher Zeit die Miene anzunehmen, als

erwarte er später einmal Bezahlung von ihm, dann erhebt er sich rasch, knöpft sein fadenscheiniges Röcklein mit einem *savoir faire* zu, als wäre es der kostbarste Pelz, und entfernt sich, rechts und links in wohlgesetzter Rede sein „Gute Nacht!“ variirend. — Gute Nacht! Beim ersten Hauch der Nachtlust erstarren die Züge, die er soeben noch in ein Lächeln gezwungen, zum granddurchfurchten Antlitz. Fröstelnd erreicht er die Stätte, wo er eine ihn erdrückende Gastfreundschaft genießt. Leise wie ein Verbrecher schleicht er sich hinauf in die Kammer, um ja nicht durch einen lauten Tritt die Miethsleute einmal mehr daran zu mahnen, wie weit er im Rückstande sei. Im Kamin der dunklen Kammer glimmen vielleicht noch einige Köhlchen. Der Gentleman-Proletär athmet auf. Wieder geborgen für eine Nacht. Aber wie lang kann das noch so gehen? Ein langer, tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust. Er starrt in die absterbende Glut. Eine Kohle nach der andern erlischt. So sind auch die letzten Reste seiner Jugendträume allmählig verglommen. Kälter und kälter erscheint ihm die Welt. Ihm ist's, als sei seine letzte Kraft erstarrt. Noch dieses Aufleuchten eines Köhlchens und dann Nacht, finstere Nacht! — Ihn friert. Es friert ihn bis ins Innerste der Seele.

Der Unabhängige.

Sroß ist die Zahl der Anstäten unter dem Volke, welches noch immer an der Aufgabe ist, der Cultur einen Continent zu erobern. Wer vermag sie Alle zu zählen, die theils der allgemeinen Strömung gen West folgend ihre sieben Sachen unaufhörlich weiter tragen, theils im fortgesetzten Suchen nach dem Plätzchen, das ihnen zur endlichen Raft beschieden, den Wohnsitz ohne Unterlaß, kreuz und quer, ändern? Nicht die Nothwendigkeit allein, auch die Lust am Wandern, auch die Leichtigkeit, Verhältnisse zu lösen, und der Drang, die eigene Kraft in neuer Sphäre zu erproben, macht so viele Bewohner dieses geschäftigen Landes unstät. Darum fehlt es dem wandernden Elemente auch nicht an dem frohen Lebensmuth, welcher so oft zum Hebel des Gedeihens wird. Uhasveros-Gestalten gibt es unter den Tausenden, denen es entweder durch natürliche Anlage, durch wirthschaftliche oder gar klimatische Verhältnisse nicht gegönnt ist, sich der, unter Umständen ganz beglückenden Vortheile des Sitzfleischs zu erfreuen, sehr wenige; desto mehr fröhlich dahinglebende Bursche, welche sich ein Handwerk zu eigen gemacht, das seinen Mann nicht bloß an einigen großen Centralpunkten nährt, sondern allenthalben, wo die Menschen mit ihren Bedürfnissen sich in größerer Anzahl zusammengeläuft. Das Weiterwandern ist hier zu Lande ein Erlebnis, welches in der Regel durchaus keine düstere Färbung trägt. Im Gegentheil, es gibt kein munteres Geschöpf unter der amerikanschen Sonne, als den Zugvogel der Civilisation. Er singt am lustigsten unter allen Vögeln, welche mit ihm ein und dasselbe Revier bevölkern. Er hält sich zwar gern an den Rändern des Reviers auf, immer bereit, weiter zu ziehen; allein das Bewußtsein, daß er der Kraft der eigenen Schwingen vertrauen kann, wenn es ihm im dormaligen Neste nicht mehr behagt, macht sein Gemüth so klar und heiter, wie der freie Himmel über ihm, und aus seiner Kehle ertönt das Lied von der Freiheit so rein und lebendig, wie aus der seinigen.

Ausnahmen gibt es freilich auch unter diesen Anstäten. Nicht Allen erscheint der sich wiederholende Auszug wie ein lustiger Flug von Forst zu Forst. Das Glück dieser heiteren Anschauung ist Jenen versagt, denen ob der Reflexion alle Lebensnaivetät abhanden gekommen. Sie wandelt es beim hastigen Wandern von Ort zu Ort an, als ginge es wie im saufenden Galopp über eine öde Heide, auf welcher die behaglichen Behausungen nur aus der ferne blinken, die Baumgruppen, an denen bei Wind und Wetter vorübergejagt wird, gespenstische Umrisse annehmen und die Gestalten der auf Nie-wiedersehen Verlassenen rechts und links wie mit dürrer Todeshand den letzten Abschied winken. „Vorbei, vorbei! All dies ist auf immer dahin, nie mehr von uns zu erschauen!“ so lautet der Refrain des Wanderliedes, das solche Anstäte anstimmen.

Wie ganz anders erscheint dem echten Volkskinde, dem in wechselvollen amerikanischen Verhältnissen aufgewachsenen Anstäten, sein sich im Zickzack bewegender Lebenspfad! Eine blumenreiche Flur erblickt er ringsum, Quellen auf Schritt und Tritt; überall etwas zu kosten; allenthalben Platz für ein neues Heim mit einladender Umgebung. Und Keiner tummelt sich auf diesem weiten Gesilde seelenergnüchter herum, als der Jüngling, dessen Wiege auf amerikanischem Boden stand, gleichviel in welcher Sprache ihm das Wiegenlied gesungen wurde. Hat er sein Handwerk tüchtig gelernt, duldet es ihn überhaupt nicht zu lang an einer Scholle. Independent will er sein; und er ist es. „Immer zum Aufbrechen bereit“, lautet die Maxime, nach welcher er sich einrichtet, im Geschäft und im häuslichen Leben — so viel er eben vom letzteren sich erstrebt hat. Wehe dem Sterblichen, der sich unterfangen wollte, ihn irgendwie zu binden! In ihm würde er sofort seinen Todfeind erblicken.

„Da kennt Ihr den Charley schlecht, wenn Ihr meint, daß er je einwilligen werde, nicht mehr independent zu sein!“ Er ist jung und liebt die Freiheit; und nichts macht ihm den Genuß der Freiheit begehrenswerther, als wenn er sich dieselbe mit der gehörigen Grobheit erringen zu müssen glaubt. Grob sein im Bewußtsein der persönlichen Unabhängigkeit, das ist sein höchster Genuß. Im shop bekämpft er darum auch fort und fort die Feinde seiner independence,

auch wenn sie nicht da sind; und beim ersten Anspannen der Geschäftsdisciplin wirft er sein Werkzeug hin. Ihn coujonirt man nicht; er wartet so wie so nur auf die erste Veranlassung, seiner Wege zu gehen und zur Abwechslung einmal im Süden oder Westen zu arbeiten. Panics schrecken ihn nicht; er ist ledig und independent, und einen guten Arbeiter wie ihn nimmt man überall mit offenen Armen auf. Wer ihm zu größerer Stätigkeit räth, den blickt er an wie einen Taschendieb, der ihm seine Unabhängigkeit, seine Lebensfreude stehlen wolle. Mit Mißtrauen blickt er selbst das Mädchen, das ihm wohl gefallen könnte, an, wenn die Blicke der betreffenden Mary oder Lizzie verrathen, daß sie im Ernst nach ihm angelt. Der Gedanke, daß sie ihn fesseln will, genügt ihm, ihr in seinen Augen alle Reize zu benehmen. „Aha, die möchte Dich ins Garn bekommen; nichts da, Du bleibst independent!“ Abmarschirt, ehe die Liebschaft ernst wird! Es ist so wie so höchste Zeit, das Joch, zu welchem sein jetziges Arbeitsverhältniß zu werden droht, zu brechen, wieder einmal — weiter zu reifen.

Abreisen! Bei dieser Aussicht jagt ihm das Blut lustiger durch die Adern, eröffnet sich ihm in unbestimmter Ferne ein neues Paradies. Der ganzen Situation, in der er sich befindet, einen colossalen Tritt geben, ha, welche Lust! Noch ein wenig Spektakel gemacht im shop, sich dreimal an die Brust geschlagen mit der Bethuerung, daß er nicht um alle Schätze der Welt aufhören werde, independent zu sein, daß keine irdische Macht ihn dazu bringen könne, die Chicanen des Vormannes zu ertragen oder gar sich zu einer frühzeitigen Heirath drangsaliren zu lassen; und fort geht's mit einem grimmig lustigen Fluch!

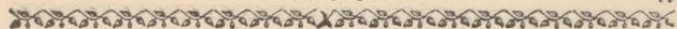
Gepackt ist schnell. Flink geht es ihm von der Hand, es ist ihm ja so leicht ums Herz; er möchte aufjauchzen, möchte Purzelbäume schlagen. Fort, fort! Ledig auf immer aller Plackerei, an die ihn der Anblick der Stadt mahnt! Dieser Gedanke erfüllt seine Brust mit Gefühlen der Wonne. Ja, es ist ihm wunniglich zu Muthe; nie war ihm dieses Wortes Bedeutung so klar, wie jetzt. Es ist ihm, als fühle er an seinen Schulterblättern Flügel wachsen, als müßte er im nächsten Augenblicke auffliegen. Auf die leidigen Verhältnisse,

die er abgeworfen, blickt er mit derselben Regung froher Verachtung, wie im holden Mitleid der Jüngling auf die ansgebrauchte lästige Winterjacke, die er weit von sich schleudert, um ins luftige Frühlings-Camisol zu schlüpfen. Am Eisenbahnzuge angelangt, springt er in zwei Sätzen auf den Wagen. Kein Passagier tritt so geräuschvoll ein wie er. Jeder der wenigen Reisenden, die sich schon vor ihm eingefunden, blickt ihn an; er aber besteht sich seine Reisegefährten mit triumphirender Miene, als wolle er ausrufen: „Seht mich nur an; ich bin's, bin's wirklich, bin der Malefizkerl, der Charley, der alleweil independent bleibt und dem kein Mensch was zu sagen hat!“ Seine Reisetasche, welche gefüllt ist bis zum Platzen, wirft er so kräftig auf einen Sitz, daß der Staub aufsteigt vom Polster. Dann setzt er sich mit einer Energie nieder, daß Sitz und Lehne krachen. Nun schnauft er mit königlichem Behagen und blickt nochmals um sich, als wolle er gewahr werden, ob die Reisegeellschaft sich schon an seinen Anblick gewöhnt habe. Er räuspert sich fortissimo, schiebt mit gewaltigem Ruck das Fenster auf, spuckt hinaus in die Atmosphäre des Nestes, mit dem er vorläufig nichts mehr zu thun haben will, und blickt sodann auf die Uhr, um sich zu vergewissern, ob die Eisenbahnverwaltung ihn noch nicht um eine kostbare Minute seines Lebens bestohlen.

Der Zug geht pünktlich ab. Kaum hat derselbe sich in Bewegung gesetzt, als unser lustiger Passagier noch eine große Anstrengung macht, von seinem Sitze aus einen letzten Blick auf die Stadt oder Ortschaft zu werfen, die sich nun ohne ihn behelfen muß. Wie lacht er aller Derer, die zurückbleiben müssen, während er neuen Schauplätzen seiner Thätigkeit, einem noch unerforschlichen Ocean neuer Erlebnisse unter der Unabhängigkeits-Flagge entgegeneilt. Fügen es die örtlichen Terrainverhältnisse vielleicht so, daß eine Wendung oder ein sanftes Aufsteigen der Bahn ihm das Ueberblicken des ganzen Communalweizens, dem er den Stuhl vor die Thüre gesetzt, gestattet, dann schwelgt er im Bewußtsein, mit Dampfeseile dem Dunst, in dem es ihm so oft heiß geworden, zu entrücken. Alle Jubellieder, welche je zum Lob und Preis der Freiheit gedichtet wurden, sind erbärmliche Prosa im Vergleiche zu dem Hochgefühl, das seine Brust jetzt

durchwogt. Daß in Amerika kein beengendes Kunstwesen den Mann des Gewerbes zur Scholle niederzieht, hat noch Niemand so voll Seligkeit empfunden, wie jetzt der auf dem Schienenwege dahinrasfelnde Charley. Ihm ist, als werde all der Lärm, den das Dahineilen des Zuges verursacht, nur feinetwegen gemacht. Er meint sich wie ein Nar „über den Häuptern der elenden Menschheit“ zu erheben; und die „elende Menschheit“ besteht augenblicklich vorzugsweise aus dem Boss, jenen Schubiafen im shop, die ihm das Leben sauer gemacht, und vielleicht den Intriguanen, welche darauf aus waren, daß er in den Netzen der heirathswüthigen Mary hängen bleibe. Jetzt lacht er sie Alle aus.

Gesegnetes Amerika, sei gebenedeit, daß du keinen jungen, rüstigen Kerl, der independent bleiben will, zu Schanden werden läßt! Er kann es nicht unterlassen, er muß laut aufjauchzen und entsetzt blickt die colored lady, welche vor ihm Platz genommen, sich um; aus ihrer Miene der Bestürzung spricht die Frage: ob ihr Nachbar von hinten wohl plötzlich crazy geworden.



Der stille junge Mann.

Wenn der letzte Werktag der Woche zu Ende geht, in den Fabriken und Werkstätten die Arbeiter sich um das Zahlbrett gedrängt und ihren Lohn mit oder ohne Abzug in Empfang genommen, dann wird es gar lebendig auf den Straßen, welche aus der Gegend der hohen Schornsteine und klappernden Maschinen nach den Quartieren führen, wo der Wirth und der Grocer dicht wohnen und es auf dem Trottoir von kleinem Volk wimmelt. Eiliger denn je zieht der Strom der Heimkehrenden dahin; denn heute werden sie sehnlicher als sonst erwartet. Zu Hause stehen schon die leeren Körbe bereit, welche sofort nach dem Eintreffen des Familien-Oberhauptes zu Markte wandern sollen. Und ist die Sonne unter, dann wogt es in den Avenues, als solle jeglicher erreichbare Vorrath angekauft werden. Fast Jedermann hat Geld und es wird nicht viel gefeilscht. Die Alles belebende Kauflust verleiht dem Gewühl eine ansteckende Munterkeit, die Gesprächigkeit der Leute kennt keine Grenzen und die Straßen zeigen bei der Sonnabend-Beleuchtung ihr lachendstes Gesicht.

Doch mitten in dieser Geschäftigkeit, in diesem lustigen Schieben und Drängen schleicht eine Figur herum, die jedem wohlgefüllten Korbe respectvoll ausweicht und ihn anstarrt wie den Dolmetsch unerreichbaren Comforts. Das ist der „stille junge Mann“, der in der Metropole ein bescheidenes Einsiedlerleben führt und mit heiliger Scheu auf Alles blickt, was an die Freuden glücklicher Häuslichkeit mahnt. So oft er diesen, sich mit Wochenvorräthen freudig schleppenden Frauengestalten begegnet, deren leuchtendes Auge sagt, welsch' leichte Bürde ihnen die Haushaltsorgen überhaupt sind, thut er sich Gewalt an und schließt sein Auge vor dem appetitlichen Geflügel, den feisten Keulen und umfangreichen Gemüsen, die ihn mit der Ahnung davon erfüllen, welsch' üppiger Sonntagschmaus daraus werden wird und wie vorzüglich das an eigenem Tische schmecken muß.

An jenem Theil des häuslichen Paradieses, den die Gegenwart des drallen Weibchens selbst schafft, wagt er sich mit seinen Gedanken gar nicht heran. Hierin ist er vorläufig ganz farbenblind, muß er es sein, denn er ist eben ein „stillter junger Mann“, vor dem das durch die Verhältnisse gebotene Junggesellen-Leben noch in unabsehbarer Ausdehnung, wie eine unfruchtbare Ebene im fernsten Westen, ausgebreitet liegt. Noch weiß er nicht, ob er je an das Ende dieser Wüstenei gelangen wird. Schritt auf Schritt zieht er geduldig dahin und schaut höchstens nach der nicht zu entbehrenden Quelle aus, von einem schattigen grünen Plätzchen kaum träumend.

Er ist einer der Vielen, die es daheim im engen Kreise ihres amerikanischen Geburtsstädtchens nicht litt. Der Wohnsitz seiner Familie, das Gewerbe seines Vaters konnte dem aufstrebenden Jünglinge nicht genügen. Die großen Männer seines Town's hat er schon als Knabe so gründlich kennen gelernt, daß sie seinem Ehrgeize nicht mehr als Vorbilder dienen konnten. Schon als Schuljunge war er ein leidenschaftlicher Büchererschlinger; da er aber die Lesekost für seinen jungen Magen selbst wählte, gelangte allerhand unverdauliches Zeug in denselben und es stellten sich allmählig unnatürliche Appetite ein. Seine Phantasie schief wild ins Kraut und im Handumdrehen war es geschehen — der Jüngling war von unerschütterlichem Glauben daran erfüllt, daß er zu „etwas Höherem“ bestimmt sei. Was dieses Höhere sein solle, wußte er selbst nicht; aber eins wußte er ganz bestimmt: er wollte und konnte kein so erbärmliches Leben führen, wie sein Vater, der Handwerker. Der Alte sah in dem Buben, der ihm mit seinen Lesefrüchten desto mehr imponirte, je unreifer sie waren, ein Genie. Eines Tages war es beschloffen, daß derselbe ungehemmt seinen Weg machen und es zu etwas Großem bringen solle. Die Untersuchung darüber, zu welcher Größe der Jüngling vermöge seines Gehirns berufen sei, wurde nie angestellt. Die Dürftigkeit der Lorbeeren, die ihm auf der Schulbank wuchsen, wurde der Unfähigkeit des Lehrers und dem mächtigen Drange zugeschrieben, der schon den ABC-Schützen über die kleinlichen Schulverhältnisse hinweg sehen ließ. Kurz, der Bub' sollte ein self-made-man werden und dazu bedurfte es des vielen Lernens nicht. Er brauchte blos einen

großen Schauplatz, um aufzugehen wie der Mais in der Junisonne. Wo anders sollte er diesen Schauplatz suchen, als in der Metropole, wo das Genie alle Bedingungen des Gedeihens vorfindet! So brach denn der Jüngling eines Morgens auf und berechnete unterwegs, ob es zehn oder fünfzehn Jahre währen solle, bis er der Ruhm seines Geburtsstädtchens geworden und alle dortigen Mütter heirathsfähiger Töchter sich die Haare darob ausraufen, daß sie nicht bei Zeiten nach ihm geangelt.

Von diesen fünfzehn Jahren sind schon acht dahin — und der junge Mann hat erst zweimal nach Hause geschrieben, beide Mal, als er dem Verhungern nahe war. Von der verschmähten Arbeitsbank des Alten mußten die Dollars, welche den ehrgeizigen Jüngling zur Winterzeit aus der hiesigen Suppenanstalt fern zu halten hatten, nach der undankbaren Metropole wandern; und heute sieht er mit Neid auf jeden Handwerker, der so froh seines Weges daher kommt und durchaus nicht so schwächling und melancholisch aussieht, wie der zu „etwas Höherem“ Bestimmte. Vorläufig hat er die Höhe eines Schnittwaaren-Clerks erklimmt und sieht mit Beunruhigung auf das Umsichgreifen weiblicher Verkäufer. Die Idee der Frauen-Emancipation durch Erweiterung der Berufskreise des Weibes ist nicht in seine Weltanschauung verwoben. Es benimmt ihm in der That alle Strebelust, in jeder gewandten Ladenmamsell einen Concurrenten erblicken zu sollen. Die Träume von den hohen Lebenswegen, die er wandeln wollte, sind längst erloschen; jezt ist sein ganzes Streben nur darauf gerichtet, das obscure Plätzchen, welches er sich errungen, zu behalten. Er ist recht still geworden. Viel Blut hatte er nie und die langjährige Clerks-Kost hat dasselbe so dünn gemacht, als mit dem Erhalten des Herzschlages eines Schnittwaarenverkäufers verträglich.

Sein Geschäft ließ ihn allmählig sehr geschmeidig werden; Damen gegenüber ist er die Zuvorkommenheit selbst und das geht so weit, daß er an dem dürftigen Tische seines „wohlfeilen Boardinghauses“ von den zwei Kartoffeln, die allabendlich zur Schau gestellt werden, so lang keine zu berühren wagt, als eine Dame mit am Tische sitzt. Sein Magen ist gut dressirt und spielt seiner Höflichkeit nie einen Streich. Die Frau des Hauses schätzt ihn auch hoch als einen ihrer

bescheidensten „Boarder“. Es nagt aber doch an ihm; er hat zwar gelernt, sich unter allen Umständen als nice young man zu geben; dies hindert jedoch nicht, daß er, wenn er sich unbeobachtet weiß, einen grimmigen Blick über die Tafel schweifen läßt, die seines Einkommens besten Theil verschlingt und selbst so wenig des Verschlingenswürdigen bietet. Und was ihn am meisten drückt, ist — daß er, in seinem Stübchen mit den kahlen Wänden angelangt, Niemand dort findet, dem er seine liebe Noth klagen kann. Bücher verschlingt er noch immer, aber nicht um sich an romantischen Ideen zu berauschen, sondern mehr in Hinblick auf eine gewisse Sättigung. Je mehr er liest, desto weniger quält ihn der Hunger. Außerdem muß man ja lesen, wenn man an den langen freien Abenden angesichts der lockenden aber unerreichbaren großstädtischen Genüsse nicht Tantalusqualen ausstehen will.

Ja, er hat es durchgesetzt, er lebt in der so viele Chancen bietenden, an Pracht und Herrlichkeit so reichen Metropole. Aber wie lebt er! Als „stillen jungen Mann“, der ebenso leicht einen Goldklumpen auf der Straße als eine neue Chance fände, dem alle Herrlichkeiten New-York's nur eine beständige Veranlassung sind, an das Glück Derjenigen zu denken, die fern vom Weltstadt-Gewühl nicht täglich so viel zu erschauen haben, was sie entbehren müssen. So spinnt er sein dünnes Lebensfädchen ruhig weiter und wandelt einher wie ein Waisenknabe, dem die Gesellschaft keine Mutter sein will. Er weiß nicht wo anknüpfen. Wenig Geld, wenig Witiz und kein Muth, in den schwankenden Kahn zu hüpfen, dem der weibliche Insaße nach kurzem Tändeln die gerade Richtung nach dem Hafen der Ehe zu geben pflegt, — das vereinsamt ihn vollständig. Von Jahr zu Jahr wird er stiller und die Frage, welche er als Knabe so feck beantwortet, die Frage „Wie soll es weiter mit Dir werden?“ schreckt ihn, so oft sie sich wie eine gespenstische Mahnerin an ihn herandrängt. Die Flügel der Phantasie sind ihm zwar bis auf den letzten Kiel ausgerupft, aber der Gedanke, an seinem armeligen Plätzchen ergrauen zu sollen, faßt ihn doch eifig an. Er blickt um sich und sieht Genossen, die dem dürren Zweige, auf den sie mit ihm sitzen, doch manche gar bunte Frucht abzugewinnen verstehen. Wie

sie es machen, weiß er nicht; er weiß nur, daß es ein ehrlicher Mann nicht fertig brächte. Und wenn es ihn auf der nackten Scholle, die ihn allein trägt, so recht schüttelt, da schleicht die gabenreiche Versuchung heran. Soll er noch „seinen Weg machen“, den Weg, auf welchem das gute Gewissen nicht mehr mitgeht?

Draußen erschallen die frohen Rufe des genießenden New-York; dort oben aber in der schmalen Stube träumt Einer von sorgenvollem Alter, von Vereinsamung im letzten Stündlein — von lustiger Gesellschaft, von der Gunst holder Frauen, von den Zaubergärten einer, in Genuß durchstürmten Jugend. Stiehlt sich jedoch das erste nüchterne Morgenlicht herein und liegt tiefe Sonntagsruhe auf der ermüdeten Stadt — dann muthet es auch den, seinen Träumen entronnenen „stillen jungen Mann“ wieder an, als solle er noch einige Jahre in Ergebung verharren und die Bescheidenheit, die ihn davor schützt, in Gegenwart einer Dame sich an der letzten oder vorletzten Kartoffel zu vergreifen, sich auch dort wahren, wo Dame Justiz den Leuten auf die Finger sieht.

Die Vesperglocke.

Es ist Zeit, zur Kirche zu gehen; eben kam die Vesperglocke vorbei“, sagt der junge Mann, dessen Frömmigkeit sich nicht auf seine Taschenuhr verlassen kann, zu seinem Stuben- und Kirchengenossen, nachdem er durch das Fenster im Schein der Straßenslaterne eine ihm wohlbekannte, sitzsam dahin gleitende Gestalt erspäht. Jeden Abend kommt dieselbe vorüber, jeden Abend so pünktlich, daß selbst an einer Uhr von mehr als amerikanischer Genauigkeit der Zeiger getrost zurecht gestellt werden kann, wenn die „Vesperglocke“ vorbeiwandelt.

In jedem Kirchensprengel gibt es eine oder mehrere dieser stillen Glocken. Für sie gilt nur der erste Theil des Motto's, das den ehernen Rufern ihr Programm macht, nur das *vivos voco*. Sie mahnen die Lebenden zum Kirchengange. Es gibt viele ehrwürdige Mahnerinnen dieser Art, welche im Dienste schon ergraut sind; man betrachtet sie wie Reliquien aus einer entschwundenen Generation; sie haben sich daran gewöhnt, wie Ruferrinnen in der Wüste durch die öden Straßen zu schreiten. Sie gehen immer den geradesten Weg, wohl wissend, daß auch ein Umweg ihre Anziehungskraft nicht mehr erhöhen würde. Sie dienen in der That nur als Zeiger an der Uhr der Gemeinde; sie führen eine Perpendikel-Existenz. Aber es gibt auch muntere „Vesperglocken“, deren Zünglein nicht monoton an die alternde Glockenwand schlägt, sondern eine lebhaftere Weise anzuschlagen versteht, Silberstimmen, die im einschmeichelnden Klange eines Glockenspielles laut werden, wenn sie gruppenweise die fromme männliche Jugend an die Stätte der Erbanung rufen

Solch ein, noch im Metallglanze der Sechzehn oder Achtzehn schimmerndes „Vesperglöcklein“ spielt namentlich im fashionablen Kirchenleben keine ganz unwichtige Rolle. Es hat einen ernsteren Beruf zu erfüllen, als es in seiner Unschuld selbst ahnt. Daß die Kirchen nicht lediglich zu Sammelplätzen des, mit dem Tode und

feinen Vorläufern in Unterhandlung tretenden Alters werden, daß eine erträgliche Vertretung aller Altersstufen dort anzutreffen ist und der weltstädtische Jüngling nicht ganz in der Nacht des Unglaubens heranwächst, das ist in nicht unbedeutendem Maße den engelhaften Geschöpfen zu danken, welche als Grazien der Frömmigkeit die sichtbare Vermittlung zwischen dem angestrebten Jenseits und dem strebenden Diesseits herstellen. Faßt man die Aufgabe der jugendlichen „Desperglocke“ in diesem Lichte auf, dann wird man auch Manches erklärlich finden und zu rechtfertigen wissen, was vor der Sittenstrenge nicht bestehen zu können scheint.

Man muß vor allem Andern die holde Maid, die in den Kirchenstuhl einer fashionablen Gemeinde wandelt, sich als ein schmuckes Bräutchen des Himmels denken, das auf Erden — so lang es schmuck ist — keine schönere Pflicht zu erfüllen hat als die, dem profanen Männervolk den Mund wässerig zu machen ob der Süßigkeiten einer besseren Welt. Ihre schöne Seele übt auf die noch verunstalteten Seelen den nöthigen Zauber aus. Doch zur schönen Seele gehört auch der schöne Körper; und heut' zu Tage keine körperliche Schönheit ohne Meisterschaft in der Toilettenkunst! Da sieht man gleich, daß der Schneider für die Kirche fast ebenso wichtig wird wie der Sakristan. Ganz abgesehen davon, daß die Braut des Himmels (und jede solche in den sweet sixteen kann einen heiligen Eid darauf leisten, wie sehr sie sich nach Vater Abraham und den anderen Patriarchen sehne!) nicht blos am Sonntag, sondern bei jedem Kirchengange in feierlicher Gewandung erscheinen soll, wäre alle Einwirkung auf die zu bekehrenden Jünglingsseelen geradezu unmöglich, wenn unsere „Desperglocke“ nicht immer in modischem Glanze erschiene. Die schöne Seele kann sich nicht so direct offenbaren. Leuchtet sie auch aus den Augen, deren Beredsamkeit die des Herrn Pastors an Wirkung weit überragt, so muß doch etwas geschehen, um die Aufmerksamkeit des empfänglicheren Theiles der Gemeinde auf diese zwei feurigen, aber stummen „Auserwecker“ zu lenken. Die prachtvolle Umrahmung darf nicht fehlen. Sieht man die, das Apostolat übernehmenden jugendlichen Laien weiblichen Geschlechts so profan gepuzt zum Gotteshause wallen, dann ist wohl die Mißgunst geneigt,

von einherstolzirenden Pfauen zu sprechen; doch wer tiefer blickt, wird hier ohne Bedenken das Wort anwenden:

Sollen wir dem Himmel

Mit minderer Achtung dienen als uns selbst?

und wird begreifen, daß die schmucke Schäferin, welche das Hirten-glöcklein läutet, nicht abschreckend ausseh'n darf, wenn nicht sämmtliche grünhörnige Kämmlein vor ihr Reißhaus nehmen sollen.

Ebenso ungerecht wäre es, das aufopfernde Modefräulein, welches als „Vesperglocke“ irgend eine Stätte der Erbauung oder den dort practicirenden Doctor der Theologie in Mode zu bringen sucht, anklagen zu wollen, sie treibe Reclame mit ihrer Frömmigkeit. Weder Schönheit noch Tugend sind dazu gegeben, unter den Scheffel gestellt zu werden. Wie schon Shakespeare in „Maß für Maß“ sagen läßt — „das Licht brennt nicht für sich; strahlt nicht aus uns hervor die Tugend, wär' es ganz so gut, als hätten wir sie nicht.“ Jedem Jünglinge, der sich an ihrer Frömmigkeit erwärmen will, muß auch der Anblick ihrer Schönheit gestattet sein. Unparteiisch geht sie dabei zu Werke, wie mit ihrer Nächstenliebe. Darum sucht sie auch ihr unschuldiges Herz vor dem Stachel der anderen Liebe zu bewahren. Keine ernste Leidenschaft soll ihr mit der Emsigkeit der Biene den Honig aus der Seele saugen, den süßen Honig, der aus lauterer Frömmigkeit quillt. Liebe, echte Liebe auferlegt auch Verpflichtungen; der Mensch, der sich geliebt glauben soll, will keine anderen Götter, wenigstens keine irdischen, neben sich auf dem Altar dulden. Deshalb bleibt ihr Verzenspfortlein der, es zu streng nehmenden irdischen Liebe lieber ganz verschlossen. Das fördert nicht nur die Andacht, sondern läßt auch der Phantasie, ohne welche sich selbst eine wandelnde „Vesperglocke“ nicht zurecht finden kann in dieser sündhaften Welt, ihre volle Freiheit. Kein Treuschwur bindet ihr die Flügel. Ungehemmt kann sie hin und her flattern, jetzt bei diesem, im nächsten Augenblicke bei jenem frommen Jünglinge verweilen, an jedem nur so lang Wohlgefallen finden, als es mit dem Verachten aller ernstern Neigung verträglich.

Pocht es manchmal im schamhaften Gemüthe, der Mahnung gleich, daß dieses schrankenlose Hospitiren jungfräulicher Phantasie,

dieses heimliche Naschen auf einem ganzen Beete erträumter Liebesblumen zu einer „im Geiste“ begangenen Versündigung werden könne, dann macht ein inbrünstiger Blick zum Himmelsbräutigam empor Alles wieder gut. Ihm gehört ja die lechzende Seele in Wahrheit; er weiß, daß er nicht eifersüchtig zu sein braucht auf die armen Tröpfe, welche wohl die Einbildungskraft, aber nie das Herz seiner ergebenen Braut beschäftigen. Und wenn sie in aller christlichen Demuth nicht umhin kann, wahrzunehmen, wie ihre Liebllichkeit, deren Zauber zu bannen nicht in ihre Macht gegeben, die Kirchenjünglinge berückt, wie ihr pünktliches Erscheinen und schwesterliches Zunicke eine Schaar junger, vielleicht auch schon altersreiferer Büßer heranzieht, — dann richtet sie sich auf an dem Gedanken, daß der Himmel sie zu einem seiner Lockvögel auserkoren, daß er sie vermuthlich nur darum mit so viel Liebreiz ausgestattet, damit sie ihm die, in der wüsten Welt planlos herumflatternden lockern Vögel zuführe!

Wie ein Edelfalke ruht sie auf der Faust des Herrn Pastors, bei jedem Aufflug den noch wild umherschießenden Vagabunden des Forstes den Weg zur Zähmung weisend. Ist aber einmal Gefahr vorhanden, daß der ehrwürdige Falkner ihr die Falkenhaube zu fest in den Nacken drücke und dadurch ihre Befehrungskraft lähme, so ist dies nur eine Ausnahme, welche der Regel nicht schadet. Hat sie sich wirklich eingestellt — die brutale Ausnahme, dann sagt die Ergebenheit in den höhern Rathschluß tröstend:

Nicht wir sind schuld, nur unsere Schwäch' allein;
Wie Gott uns schuf, so müssen wir ja sein.

Der Mephistoffel.

Nächst dem leichtfertigen Optimismus, der stets in rothigen Wolken schwebt und selbst ein verheerendes Erdbeben sich als eine befruchtende Erschütterung zurecht zu legen liebt, ist der in den dunkelsten Winkeln kauende, die Welt in beständiger Verzeihung aufgebende Pessimismus der mächtigste Bundesgenosse des ewig thätigen bösen Principis. Jener färbt noch schön, was bereits in allen Farben rasch fortschreitender Verwefung schillert; dieser streicht schwarz an, was die geringste Makel zeigt; und beide hängen als Bleigewichte an jedem, mit der Wirklichkeit rechnenden Aufstreben. Sie sterken nie aus, diese Abwiegler des rechtzeitigen Eingreifens, hier das Uebel beschönigend, dort die hilfereite Kraft lähmend. In ihnen wirkt eine Naturanlage und die ist schwer zu bewältigen. Der zum Pessimismus Geborene ist der hartnäckigere von Beiden. Für den Optimisten gibt es noch die Cur, ihm den Staar zu stechen, wenn es zum Aeußersten gekommen ist. Der Pessimist aber sieht im Schlimmerwerden, das er mit verschuldet, nur eine Bestätigung seiner Ansicht von der unheilbaren Schlechtigkeit der Menschen und Nichtsnutzigkeit der Dinge. Was ihn überzeugen würde, das plötzliche Hereinbrechen idealer Zustände, tritt leider nie ein. Anzutreffen ist er überall, wo Lebensäußerungen der Gesellschaft vorkommen und etwas anzufassen ist, wozu mehr als Einer gehört. Handle es sich um ein Werk der Staatskunst oder um das Heben eines Balkens, er wird immer seine schändlichen Zweifel, seine entmuthigende Ueberzeugung von der Vergeblichkeit des Müehens anbringen.

Man sollte meinen, daß nur Leute von weitgehender und trauriger Erfahrung sich gern in das bequeme schwarze Mäntelchen der ewig absprechenden Negation hüllen. Allein dem ist nicht so. Schon unter Grünschnäbeln trifft man den Pessimisten an; Leute, welche von der Welt noch nicht mehr gesehen als die Auster vom Sternenzelt, sind schon überzeugt, daß die ganze Welt von Grund aus verpufft

sei. Es ist eben eine Naturanlage, die ihnen alle Forschung und Weisheit ersetzt und sie befähigt, über alles Bestehende den Stab zu brechen. Will man den echten Pessimisten sehen, dann muß man einen in naiver Fassung nehmen, einen „aus dem Volke“, der nicht aus Büchern das Verzweifeln an der Menschheit gelernt, sondern sich aus eigenem geistigen Vermögen die Vorstellung von der Nichtwürdigkeit des Daseins aufzubauen hat. In jeder Werkstätte ist er zu finden, an jedem Biertische wird er laut; und „schlechte Zeiten“ sind sein wahres Element, in dem er sich heimisch fühlt, wie Meister Satan, der bei ihm in der Regel sehr hohe Achtung genießt, im Feuer.

Wir wollen ihn etwas näher ansehen. Der Leser kennt ihn sicherlich. Der gewisse weltverachtende Blick, den er für Alles bereit hat, für sein Werkzeug, für sein Bier, für Bekanntes und Unbekanntes, für Verstandenes und nicht Verstandenes, genügt allein, ihn unter einem Dutzend zu erkennen. Auch er ist der Ansicht, daß das Erschaffen der Welt das Dümme war, was je geschehen. Diesen Gedanken unaufhörlich aus seiner Miene sprechen zu lassen, ist sein höchster Stolz. Thut ihm Jemand den Gefallen, in seinem sonst recht harmlosen Antlitz etwas „Diabolisches“ zu finden, dann fühlt er sich hoch geehrt und ist auf die Welt, die ihm Gelegenheit gibt, diabolisch auszu sehen, gleich etwas besser zu sprechen. Unangenehme Züge hat er ja nicht; in seinen Flegeljahren mag er sogar etwas häßlich gewesen sein; und dadurch wurde auch der Keim zur pessimistischen Weltanschauung schnell in ihm entwickelt.

Während andere Burschen mit einnehmenden Gesichtern allenthalben die Augen der Mädchen auf sich lenkten, ließ er das schwache Geschlecht gleichgiltig und stößte bei der Annäherung nur Kälte ein. So gelangte er allmählig dahin, sich auf seine Gescheidtheit zu stützen, während die Andern Auge und Herz sprechen ließen. Die Liebesgeschichten seiner Cameraden erfüllten ihn stets mit Groll. Für glückliche Pärchen hatte er nur hämische Worte und Blicke. Daß alle Weiber nichts tugen, hatte er schon heraus, ehe ihm der Bart unter der Nase sproß. Das Aufsichten kleiner Händel wurde sein Vergnügen. Hätte ihm nur das eigene, nicht geradezu böse Herz

keinen Streich gespielt, dann wäre er vielleicht ein ausgemachter Bösewicht geworden. Er hatte den besten Willen, die Menschheit zu ärgern, allein in Folge seines widerstrebenden Naturells brachte er es zu nichts Großem in dieser Richtung. Es war ihm nun hauptsächlich darum zu thun, seine Ueberlegenheit im Verachten der saueren Trauben zu zeigen. Was Andere vergnügte, bespöttelte er, und wenn Einer vertrauend liebte, dann höhnte er ihn.

Eines Sonntags Abends sah er sich von der Galerie Goethe's „Faust“ an. Keine Figur interessirte ihn so sehr wie der Mephisto. Dieser durchtriebene, weltverachtende Teufel flößte ihm „höllischen Respect“ ein. „Das ist mein Mann,“ sagte er sich, „gerade so habe auch ich immer gedacht“; und jetzt stand sein Entschluß fest, den theoretisirenden Teufel zu spielen, da ihm das Zeug zur teuflischen Praxis fehlte. Er schwärmte für den Mephistopheles und hätte jeden Augenblick eingewilligt, sich in ein solches „gescheidtes Luder“ verwandeln zu lassen. Da ihm das satanische Herz fehlte, ließ er sich wenigstens den Bart à la Mephisto wachsen und citirte denselben fleißig auf der Arbeits- oder Bierbank. Durch Beharrlichkeit gelangte er an das Ziel seiner Wünsche — von seinen Cameraden den Spitznamen „Mephistopheles“ zu erhalten, wobei die Meisten freilich von der Ansicht ausgingen, „Stofeles“ sei die lateinische Benennung für den ehrlichen deutschen „Stoffel“.

Mephistoffel war nun in seinem Element; die Lehrbuben unterrichtete er in der Logik des Höllensfürsten; Alles, was gearbeitet wurde, war ihm werth, daß es „zu Grunde geht“, und dem Meister gegenüber nahm er Stellung, wie Mephisto im Faust'schen Prolog dem Gottvater gegenüber. Das war noch in der alten Welt und führte allgemach dazu, daß seines Bleibens nicht mehr dort sein konnte. Die neue Welt suchte er nicht aus Neigung für dieselbe, sondern aus Verachtung für die alte Welt auf. Was in der ersteren nichtsnutzig sei, wußte er schon auswendig, ehe er ihr Gestade erreicht. Keines neuen Wortes Sinn begriff er so schnell wie den des Wortes „Humbug“. Noch hatte er seine europäischen Stiefelabsätze auf dem New-Yorker Pflaster nicht schief getreten und schon war „Humbug“ ihm der Inbegriff alles Amerikanischen. Und diese Ueberzeugung wächst heute noch in ihm.

Die Republik ist Humberg; jedes Streben, das Messer an ihre Krebs-
schäden zu legen, ist Humberg; die amerikanischen Arbeitsverhältnisse
sind Humberg und das Erwerben von Capital durch Arbeit ist Humberg;
New-Yorker Bier ist Humberg und das Importiren europäischer
Biere ein noch größerer; der Niagara und der Mississippi sind nichts
als ein großer Humberg in Wassergestalt; und daß der amerikanische
Continent überhaupt entstanden, ist die größte Humbergthat der Welt-
schöpfung. Das amerikanische Volk ist nichts Anderes als ein millionen-
köpfiger Barnum.

Geht es aber ans Politisiren, dann kannegießert unser Pessimist sie
Alle, die es mit ihm aufzunehmen wagen, zu Tode. Mit einem
Trumpfe schmettert er jeden Gegner nieder und der heißt: die Hanke-
Nation ist nicht werth, daß sie der Erdboden trägt; und wenn es nach
seinem Kopse ginge, dann müßte „so ein Napoleon“ kommen und sie
„gehörig zwiebeln“. Der „einzige Kerl“, der ihm Respect einflößte,
war der Tweed. Alle Reformbestrebungen können höchstens sein mit-
leidiges Achselzucken bewirken. Die Menschheit ist ja so schlecht, daß
nur ein Narr daran denken kann, von ehrlicher Regierung zu sprechen.
Gestohlen wird in aller Ewigkeit werden, und er wird sich nicht so
lächerlich machen, die Menschen bessern zu wollen; im Gegentheile,
recht drunter und drüber muß es zugehen, wenn endlich auch für einen
armen Teufel etwas herauskommen soll. Drum läßt er auch Woche für
Woche Alles draufgehen und ist immer der Letzte, welcher vom Gelage
aufbricht. Er haßt die Pfennigfuchser, welche in ihrem Dünkel es im
Lande der Spitzbuben auf ehrliche Weise zu etwas bringen wollen. Wo
er ihnen einen Poffen spielen kann, thut er es und nichts würde er für
einen größeren persönlichen Triumph halten, als wenn es einmal einen
„gehörigen Krach“ der Sparbanken geben wollte.

So lebt der Mephistoffel seinem stillvergnügten Pessimismus, bis
endlich auch mit ihm eine auffallende Wandlung vor sich geht. Sein
Blick ist nicht mehr so weltverachtend und aus seiner Miene spricht
sogar etwas wie Gottergebenheit. „Hat ihm schon!“ raunen seine
Cameraden einander in der Werkstätte zu. Er hat — seine Teufelne
gefunden. Spät ist sie gekommen, aber sie kam noch zeitig genug,
ihm mores zu lehren. Sonderbar, jetzt faßt er das Werkzeug ganz

andere an, seine Zunge ist nicht mehr so spitzig und sogar sein Durst scheint abgenommen zu haben. Es gibt jetzt wieder ein Wesen, das „ihm Respect einflößt“. Für den armen Teufel ist endlich doch auch etwas „herausgekommen“; das Volk hat noch nicht seinen Napoleon, aber unser Mephistoffel hat seine Mephistoffelin, die ihn „gehörig zwiebelt“. Der Pessimismus ist ihm allmählig vergangen, seit er einsehen gelernt, daß fleißiges Arbeiten wenigstens dazu taugt, ihm — wenn auch nicht den Himmel auf Erden — so doch etwas weniger Hölle im Hause zu schaffen. Die Pfennigfuchser höhnt er auch nicht mehr; ja eines Tages kann man ihn sogar wie ein frommes Lamm mit dem Sparbankbüchel dahin wandeln und wie ein gelehriges Ziegenböcklein die hohe steinerne Treppe der Bank erklimmen sehen.

Die alternde Modedame.

Der Nordost segt durch die Straßen, durch die Straßen der Armen und durch die Straßen der Reichen. In den ersteren wühlt er dicke Staubwolken auf; in den letzteren hat ihm die amtliche Segung weniger Material zum wirbelnden Spiele gelassen. Die fashionablen Stadttheile bieten selbst bei Windesfausen eine anziehende Promenade und doch sind sie fast verödet. Jedermann sitzt am Fenster, abwartend, bis die Anderen vorüber gehen und seiner kritischen Beobachtung Stoff liefern. Da sieht man sie denn, die bleichen Gesichter, über welchen sich die neuesten Modefrisuren thürmen; zwischen reich gefaltetem Brocat starren sie hinaus auf die menschenleere Straße, gähnen sie an und werden von ihr angegähnt.

Da sitzt auch die Frau Ehrenwerth Dingsda in ihrem Erker, steif wie die schwere Seide, in die sie sich eingepreßt. Im Hause ist's todtensstill. Das eintönige Ticktack der kostbaren Standuhr läßt die Stunden nur um so träger dahin schleichen. Die Dame langweilt sich offenbar. Doch ist sie es gewöhnt. Seit der Hochsommer ihres Lebens sie tückischer Weise verlassen und all die geschwähigen Herrchen, welche immer noch eine parfümirte Redeblyme ihr zu Füßen zu streuen hatten, mit fortgenommen, mußte sie sich allmählig mit der Einsamkeit befreunden; und sie that's als Frau von Charakter so entschlossen, wie man sich in das Unvermeidliche fügen muß. Besuche, die nicht der persönlichen Huldigung galten, hatten nie Werth für sie. Seit die anderen ausbleiben, behilft sie sich, so weit es die Etiquette gestattet, ganz und gar ohne eine Parlorgesellschaft, in der sie nicht mehr die gefeierte Königin sein kann. Die Verwandtschaft meldet sich nur dann, wenn sie Anliegen hat; und Kinder hat die Glückliche keine.

Im vorigen Sommer, als sie wie gewöhnlich im Seebade draußen war, und der Herr Gemahl ihr wie gewöhnlich von den sieben Tagen der Woche nur zwei zu widmen vermochte, hat sie fürs ganze Leben abgeschlossen. Bis dahin wähnte sie immer noch, es sei blos ein

ungünstiges Zusammentreffen von Umständen, wenn sie trotz Entfaltung aller Toilettenpracht, trotz Anwendung aller Künste der Coquetterie nicht mehr den Kreis, der sie früher auf Händen trug, um sich zu sammeln vermochte. Als sie aber Tag für Tag einsam am Strande wandelte und die Wogen allein nie müde wurden, ihr Ohr mit sanftem Geplauder zu füllen, als sie gewahrte, daß andere Kreise, in welchen jüngere Frauen das Scepter führten, so lebendig waren wie je, und daß man ihr eine gelegentliche Auszeichnung nur noch wie ein Almosen und nicht wie den Tribut, den sie zu beanspruchen habe, spende, da durchlebte sie einige Tage des Grams. Allein sie überwand es. „Wohl — good-bye du herrliche Zeit der herauschenden Huldigungen! Die Erste kann ich nicht mehr sein; die Zweite will ich nicht sein; aber ich kann allein sein.“

Und als sie wieder am Strande stand, das unendliche Schauspiel vor sich, wie Woge in Woge zerfließt, da fühlte sie wohl, daß es selbst jetzt noch nichts Beseligenderes für sie geben könnte, als zu wissen, das Interesse für sie beherrsche einen Mann ganz und gar; allein sie gestand sich auch, daß sie es nie wieder vermöchte, mit all ihrem Sehnen blos an einer Seele zu hängen. Sie war ehrlich und kehrte heim mit dem Entschlusse, die Saison der Entfagungen anzutreten. Der Herr Gemahl hatte noch nicht Zeit, diese Umwandlung zu gewahren, sonst hätte es vielleicht einen Indianerfommer des ehelichen Glückes gegeben.

Jetzt steht sie so ernst und kalt, wie die Bronze-figuren um sie herum, im Erker. Trippelt eine elegante Gestalt vorüber, deren Haltung noch die Blüthe der Jahre verräth, dann berechnet unsere Beobachterin am Fenster, wie lang es wohl noch währen werde, bis auch Diese vereinsamt in die todte Pracht ihres Parlors gebannt ist. Für die Modethorheiten hat sie gegenwärtig viel schärfere Worte als früher. Keck auftretender Putz kann sie empören. Wie trivial sieht nicht die hohe rothe Feder auf dem Hute der Frau Peacock aus, die soeben vorüberstolzirt! Und ist es nicht zum Todtlachen, daß sogar die „farbigen Weiber“ die neuesten Moden nachzuahmen suchen? Das war ihr noch nie so aufgefallen, wie in diesem Herbst. Nun,

das muß man sich wohl gefallen lassen; die sind dazu da, die Affen der Weißen zu spielen. Aber geradezu frech findet sie es, wenn die Mittelklasse sich auch nach dem neuesten Modejournal kleidet. Wer ist denn diese da, welche zwei hausbäckige Kinder mit sich führt? Gewiß eine Deutsche; das sagt ihr ganzer Gesichtsausdruck. Wie lustig die einherschwenzelt; und was für impertinent kleine Füße sie hat! Unsere Beobachterin am Fenster kann sich nicht genug verwundern; sie meinte doch immer, die Deutschen müßten alle sehr große Füße haben.

Gähnend wirft sie sich in einen Stuhl. Sie blickt hinüber nach dem Hause auf der anderen Seite der Straße. An einem Fenster des dritten Stockwerkes ist ebenfalls ein blaßes Frauengesicht zu erschauen, welches unbeweglich auf die Straße hinausstarrt. Wer das wohl sein mag? Ob sie sich auch gehörig langweilt? Erst seit wenigen Tagen pflegt sich dieses Gesicht zu zeigen. Die Uhr schlägt vier. Unsere Lady blickt im Zimmer um sich. Niemand tritt ihr entgegen, aus keiner Ecke kommt Jemand herangesprungen. Unwillkürlich denkt sie wieder an die zwei hausbäckigen Kinder, die so munter neben ihrer Mutter einherliefen. — Jetzt ist ihr's, als möchte sie den heutigen Abend in Gesellschaft zubringen. Sie macht einen Gang durch das Zimmer.

Oh, sie ist ja nicht allein. Sie hat einen Gesellschafter. Hier, in großem, pompösem Käfig verweilt er — ein hochbetagter Papagei, ein Familien-Erbstück.

Da hockt er, stumm, wie in Ingrimm versunken. Er ist alt und sprechfaul geworden. Wäre es nicht um sein so bössartig blickendes Auge, welches den aufmerksamen Beobachter verräth, möchte man annehmen, er sei zur Sphinx erstarrt; so unbeweglich sitzt er da. Wer erforscht die, seit langen Jahren in seinem kleinen Gehirn angesammelten Bilder menschlichen Gebahrens? Nur selten unterbricht er sein unheimliches Schweigen mit einer lakonischen Bemerkung, als wolle er sich durch seine Wortfargheit entschädigen für die in jüngeren Jahren erlittenen Qualen, als man ihn vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend das Einfältigste, was Menschen zu sagen wußten, unaufhörlich wiederholen ließ. Er hat Jahrzehende lang dem eiteln

Geschwätz der Modemenschen gelauscht und deren geistloses Thun betrachtet; er sah seine jetzige Herrin heranwachsen, er sah sie erblühen und sieht sie nun verblühen; er hat vielleicht schon ihre Mutter in den runden Nacken gebissen, als sie, noch im lockeren Frühlingsgewande, ihn hätschelte und neckte. Er kennt die ganze Familiengeschichte, plaudert aber nichts mehr aus. Dagegen tyrannisiert er das Hausgesinde und alle Hausgenossen. Sineinetwegen mußte schon manche chamber-maid das Feld räumen; erst neulich eine, welche ihn geschlagen und ein "nasty beast" geheißt, und im vorigen Jahre eine andere, die ihn "old fool" sagen gelehrt, was der kahlköpfige Bankpräsident, welcher Madame den Hof zu machen liebte, auf sich bezogen.

Das Thier ist mit zunehmendem Alter sehr pedantisch geworden und verlangt die pünktlichste Besorgung. Nachdem es lange Jahre seine Umgebung unterhalten, will es jetzt sich unterhalten lassen; es ist ein schlechter Gesellschafter. Seine Herrin fühlt das mehr und mehr, wenn sie in solchen einsamen Nachmittagsstunden nach dem Käfig blickt und mechanisch einige Worte an den Papagei richtet. Er antwortet nur selten. Eben hat sie wieder einige vergebliche Versuche gemacht, ihn zu einer Conversation anzuregen.

Nach einer langen Pause, während welcher die Dame wieder ans Fenster geschritten, ruft er endlich "nice evening!", rückt auf seinem Sitzstäbchen um einen Zoll weiter rechts und brüht abermals vor sich hin, als zehre er an der Vergangenheit.

Welche tödtliche Stille! Auf der Straße ist's doch unterhaltender. Drüben noch immer das blasse Gesicht am Fenster. Wohl eine recht unglückliche Frau! — Hier unten aber eilt ein Arbeiter vorüber, auf der Schulter eine mächtige Weihnachtstanne tragend. Er bemerkt, daß die Dame ihn beobachtet, und blickt lachend zu ihr herauf; er meint, sie müsse es ihm ansehen, wie fröhlich er seine Weihnachtseinkäufe besorge. „Ob diese Menschen wohl glücklich sind?“ fragt sie sich; „wer sich einmal versuchsweise in ihre Lage begeben könnte!“ Jetzt läßt sie sich von ihrer Phantasie ein Bild ausmalen: wie es am Weihnachtsabend in einer, mit Kindern gesegneten Arbeiterfamilie aussehen möge.

Die Dämmerung schleicht heran; schon blinkt die Mondsichel. Durch die heftig bewegten Wolken zucken noch die letzten rothen Lichter; dann erblaßt der Himmel rasch und grau hängt es über den Dächern. „Ob nur über die Einsamen eine so trübe Stimmung in der Dämmerungsstunde kommt?“ Noch immer die bleiche Frau drüben am Fenster. Doch jetzt erhebt sie sich rasch. Sie verläßt das Fenster. Unten aber steht ein Mädchen, mit einem allerliebsten gekleideten Kinde auf dem Arme. Die Hausthür öffnet sich, die Mutter erscheint, das Kind patscht mit den Händchen, es umhalsst die Mutter; dieselbe herzt es und eilt mit dem lustig plaudernden kleinen Geschöpf in die warme Stube.

Die Dame blickt noch einige Minuten lang nach jenem Fenster im gegenüber liegenden Hause empor. Das bleiche Antlitz zeigt sich nicht wieder. „Also keine Unglückliche!“ Sie faßt die schwere seidene Quaste am Rouleau und zieht daselbe nieder. Dabei gleitet seit langer, langer Zeit wieder die erste Thräne über ihre Wange. „Dinner-time!“ ruft der alte Papagei.

Der Dollar-Mann.

Bu den Glücklichen, deren Ersparnisse durch keine Finanzkrisis bedroht sind, gehört auch der schlaue Geselle Franz Meierle, welcher dem Sperlinge und der Lilie des Feldes die Kunst, sich ohne Arbeit zu nähren und zu kleiden, abgucken zu haben scheint. So oft eine solche Krisis eintritt, strahlt sein Gesicht besonders vergnügt. Ein jubelndes „Hab' ich's nicht gesagt!“ ist jeder seiner Blicke, wenn er Einem begegnet, der wie ein bekümmertes „Depositor“ aussieht. Einem alten Bekannten, der ihn von der Zeit an gemieden, seit er die Arbeit meidet, ruft er, ihn an der Straßenecke treffend, triumphirend zu: „Nun, es fracht ja wieder!“

„Ihnen wird es wohl nicht wehe thun“, lautet die Antwort. —

„Gott sei Dank, nein! Oder vielmehr, das habe ich mir selbst zu danken, mir, der ich das kostspielige Geschäft des Sparens nie recht erlernen wollte. Ja, das kommt davon, wenn die Leute sich zu viel rackern, sich den Bissen vom Munde absparen. Mußt' ich doch immer in mich hineinlachen, wenn ich die vielen Bank-Paläste mit den verschiedenartigen Thürmchen und mit vergoldeten Portalen aus der Erde aufsteigen sah. Es steht geschrieben: wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun. Ich aber sagte mir da: wenn die Banken bauen, hoch hinaus bauen, sich verbauen, vielleicht auch auf unsichere „Sicherheiten“ bauen, haben die Sparsamen im Volke auch viel zu thun, das heißt, sie haben fort und fort herbeizuschleppen; aber mit dem Zurückholen steht's schlecht. — Na, wir wollen hoffen, daß nicht Alles verloren ist; die armen Leute sind gestraft genug dadurch, daß sie überhaupt aufs Arbeiten und Sparen dresfirt sind.“

„Sie selbst machen es Sich leichter, das weiß ich. Es geht jetzt wohl wieder recht schlecht, obgleich Sie Sich an einem Banksturm nicht zu betheiligen hätten? Noch keinen Winterrock, Meierle, he?“

„Der macht mir die kleinste Sorge. Es wird sich schon um Neujahr herum irgend ein liberaler, freisinniger Mann finden, der seinem abgelegten Ueberzieher eine neue, interessante Carriere dadurch eröffnet, daß er dessen Schicksale mit den meinigen verflücht.“ —

„Noch immer keinen regelmäßigen Verdienst, nicht wahr?“

„Den suche ich auch gar nicht. Sehen Sie, bei dem, was die „Staats-Zeitung“ einmal die, in New-York täglich aufgeführte Arbeits-Symphonie geheißen hat, spiele ich nicht mit; kommt gelegentlich eine Ausnahme vor, so ist es nur ein sehr untergeordnetes Instrument, das ich spiele, etwa die Pauke oder das Triangel. Ich habe sehr lang zu pausiren und nur ein wenig Kärm zu machen. Dagegen habe ich mein eigenes Privatinstrument, das mit der Arbeits-Symphonie gar nichts zu schaffen hat. Sie wissen, ich habe stets mit Verachtung auf das sogenannte „Recht auf Arbeit“ gesehen. Das Recht zum Leben, das ist etwas ganz anderes; damit halte ich es. Dabei fällt mir aber gar nicht ein, irgend einen Capitalisten zu beneiden, namentlich den kleineren nicht. Schon beim Deponiren der ersten fünf Dollars fängt die Sorge, die Furcht, die neue Plage an. Ich bedauere Jeden, der es zum Sparen bringt. Bei mir ist stets vollständiges Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben; wenn nur die ersteren etwas besser sein wollten.“

„Sie sollten heirathen; das wird Sie besser dazu anspornen, einen regelmäßigen Erwerb zu suchen.“

„Heirathen? O ja, warum nicht; habe selbst schon einige Male daran gedacht. Ich glaube, so eine recht geschickte, fleißige Wäscherin mit sehr ausgebreiteter Kundschaft wäre eine ganz passende Partie für mich. Sollte mir gar nicht darauf ankommen, im Geschäft mitzuhelfen; ich verfüge über eine zierliche Handschrift und einen leidlichen Stil, würde recht gern die Wäschzettel schreiben und das Collectiren besorgen; für Theilung der Arbeit war ich immer. Im äußersten Falle könnte ich mich selbst zum Austragen der Wäsche entschließen; ich glaube sogar, es ließe sich durch das Einspringen der Männer in diesen Theil des Geschäftes etwas zum Fördern der heimlichen Moral beitragen. Doch bisher ist die einzige Mariage, die mir glücken wollte, die mit den Karten. Die verstehe ich aber auch aus dem Fundament.

Mit ihr decke ich mir das bischen Trinken, dessen der Mensch zum Bestehen des Lebenskampfes bedarf. Was das Essen betrifft, fresse ich mich auch so ziemlich durch; davon braucht ja unser Einer nicht viel. Nur mit dem Wohnen hat es manchmal seine Schwierigkeit.“

„Was treiben Sie denn?“

„Ich sorge für das Bethätigen der allgemeinen Menschenliebe, ohne welche aller gesellschaftliche Verband reißen müßte; ich sorge dafür — als empfangender Theil. Ich halte mich an Herren von gediegener Bildung, an Männer, denen sich eine Leidensgeschichte mit psychologischer Begründung vortragen läßt. Ich besteuere die Intelligenz dafür, daß sie es nicht verschmäht, dem Mammon zu dienen. Weniger als einen Dollar nehme ich nicht. Man muß die gehörige Distanz zwischen sich und dem Bettelvolk halten, sonst verliert man allen Vortheil. Auf der Kunst, ein Geschäft nobel zu treiben, beruht auch der Erfolg desselben. Das Rechenexempel ist dabei sehr einfach. Wer nur ein wenig in unserer Linie practicirt hat, weiß, daß es viel leichter ist, einmal einen Dollar zu erheben, als hundertmal den Cent. Man muß nur seine Leute zu nehmen wissen und die richtige Auswahl treffen. Dazu gehört nicht blos Menschenkenntniß, sondern auch die Fertigkeit, auf das entdeckte edle Herz schnell Eindruck zu machen. Am sichersten gelangt man zum Ziele, wenn man gerade drauf los geht und dem Manne, um dessen Dollar es sich diesmal handelt, einredet, welch auserlesenes edles Herz er habe. Diese Entdeckung wirkt auf ihn — namentlich, wenn man es nicht an Belegen für den Ruf, den er als hervorragender Menschenfreund bereits genieße, fehlen läßt — in der Regel so überraschend, daß er die Tare gern bezahlt, mit derselben Bereitwilligkeit wie der, in den Ritterstand erhobene „Gründer“ die Tare fürs Adelsdiplom. Sie glauben gar nicht, wie leicht es bei aller jetzigen Verhärtung der Gemüther doch immer noch ist, die Menschen zu rühren, wenn nur der Rührlöffel in ihre eigene Eitelkeit getaucht wird. Hab' ich erst Einem zu verstehen gegeben, wo überall ich sein gutes Werk ausposaunen würde, dann ist das Spiel zumeist schon halb gewonnen. Und sehen Sie — das ist das Geheimniß meines Erfolges. Die empfangene Wohlthat nicht geheim zu halten, ist dieses Geheimniß. Wer mir gibt, kann dessen

sicher sein, daß die Welt es erfährt. Ich bin kein „verschämter Armer“. Ich preise meine Wohlthäter in hundert Wirthshäusern. Ich weiß das lange Register dieser Menschenfreunde auswendig und trage es bei vorkommender Gelegenheit mit Gefühl vor. Ich führe auch eine schwarze Liste, auf welcher Diejenigen stehen, die sich die Blöße gegeben haben, mich durchschauen zu wollen, um mit der Tare für das Colportiren ihres Ruhmes als werththätiger Menschenfreunde zu geizen. Wie räche ich mich aber an Diesen? Etwa dadurch, daß ich — wie es eint, die Profession ohne gehörige Berechnung Treibender in seinem Aerger zu thun pflegt — darüber schimpfe, daß „so reiche Leute nichts geben“? Nein, so undiplomatisch handle ich nicht. Ich räche mich feiner. Ich schreie Jeden, der mir seinen Dollar vorenthält, als einen bedauerungswürdigen, recht gutherzigen Menschen aus, der gern geben möchte, aber nicht könne, obgleich die Welt ihn für einen „gemachten Mann“ halte; ich erzähle an allen Ecken, daß man ihn an Dollarswerth außerordentlich überschätze, daß es mit ihm bald schief gehen werde, daß er schon so gut wie bankerott, daß er factisch nahe am Darben sei und demnächst selbst bei seinen guten Freunden werde anklopfen müssen. Das wirkt viel besser. Man muß die Leute nur an der richtigen Stelle zu drücken wissen, dann kommt schon etwas heraus. Sie sehen aber, daß ich es bei dieser Methode nicht unter einem Dollar thun kann. Kleinere Beträge würden sich für dieses etwas complicirte System nicht eignen. Finde ich täglich nur Einen, der sich den Dollar ausquetschen läßt, genügt mir das; ich habe keine großen Bedürfnisse. Die sogenannten „gemachten Leute“ sind meine Citronen. Ich halte es mit „Mutter Scherr“ im Rosen’schen Lustspiele „Citronen“. Wer nicht selbst Citrone ist oder sein will, muß die Citronen pressen; und das muß schon eine sehr faule Citrone sein, die unter meinem Druck nicht wenigstens einen Dollar von sich gibt.“

„Sieh da, Sie besuchen auch das Theater?“

„Ja, das halte ich für nothwendig, um mich in einem eigenen Berufe zu vervollkommen. Andere Leute schnorren sich das Billet. Ich schnorre mir das Geld fürs Billet; das ist der ganze Unterschied. Uebrigens halte ich mich bescheiden im Hintergrund, ganz hinten auf der Galerie, wo ich meinen Wohlthätern nicht ins Auge falle. Ich

habe auch meine besondere Absicht dabei, das ganze Publikum vor mir zu haben; ich studire nämlich — das Herz des Publikums, ich suche zu ergründen, was die Menschen am sichersten rührt. Und von Denen auf der Bühne lerne ich, wie man's macht. Sie glauben gar nicht, wie Einem ein bißchen Comödie dabei zu Statten kommt. Sapperment, wenn ich es nur erst heraus hätte, zum Beispiel eine Hungerohnmacht so naturgetreu darzustellen, wie diese Komiker einen Rausch; den treuherzigen Ton des Charakterdarstellers und die, empörter Menschenwürde dienende Mimik des Heldenvaters habe ich schon einige Male mit Erfolg angewandt. Es wird Ihnen einleuchten, daß auch ich nicht immer auf denselben Charakter reisen kann, sondern Abwechslung in die Maske bringen muß, mit welcher ich mich meinen Wohlthätern vorstelle. Beim besten Willen passiert es Einem da, daß man dieselbe rührende Geschichte von soeben erlittenem Ungemach zu oft erzählt und mitunter an Jemand geräth, dem man sie vor Jahr und Tag buchstäblich so mitgetheilt. Dann gibt's in der Regel eine unangenehme Scene. Trotzdem habe ich schon eine recht hübsche Sammlung derartiger überzeugender Geschichten von unverschuldetem Unglück. Sie sind mein geistiges Eigenthum. Ich gedenke sie einmal, wenn erst etwas günstigere Verhältnisse für den amerikanischen Literaturmarkt eintreten, auch noch in Buchform zu verwerthen, selbstverständlich copyrighted. Bis dahin wird's wohl bei meiner Ein-Dollar-Limonade bleiben. Sie wird mir schon über den Winter fortkhelfen. Und hat after all mein Geschäft in seiner Art nicht auch seine Berechtigung — gewisser Maßen als „Ein-Dollar-Store“? Ich verkaufe rührende Unglücksgeschichten um einen Dollar, that's all; und gebe noch als Rabatt das Anpreisen der Humanität meiner Kunden drein. Ich kenne manches Gewerbe, das nicht so ehrlich ist wie dieses.“

„Meierle, sehen Sie nur zu, daß Sie mit Ihrer Ehrlichkeit nicht einmal nach einem der malerischen Eilande des East-River kommen, wo die Theilung der Arbeit in geschlossener Gesellschaft besorgt wird. Nehmen Sie Ihre schöne Handschrift in Acht, auf daß dieselbe Sie nicht etwa verleite, eine ganz kurze Historie zu schreiben, welche mit dem Amendiren eines Checks beginnt und im Zuchthaus endet. Es hat schon mancher der dort Graduirenden

mit denselben Vorstudien angefangen, wie Sie. Diese gut gemeinte Mahnung ist der Dollar, den ich Ihnen nach dem Anhören Ihrer wahren Geschichte gebe!"

Der Bestenerer der arbeitenden Intelligenz wird blaß, als sei er an einem geheimen, finsternen Gedanken ertappt. Doch sammelt sich der gewandte Bursche rasch und entgegenet mit sauerem Lächeln: „Danke ergebenst! Ihr guter Rath mag unter Brüdern einen Dollar werth sein. Als gute Ausrede, mich los zu werden, war er Ihnen jedenfalls auch einen Batzen werth.“

Hiermit empfiehlt er sich. Nachdem er einige Schritte gethan, kann er jedoch nicht umhin, sich nochmals zu wenden und zu rufen: „Wenn Sie den armen Teufeln, die Alles, was sie bei der Arbeits-Symphonie sich ergeigt haben, im Krach-finale so ganz piano verschwinden sehen dürften, einen guten Rath wüßten, wäre derselbe jedenfalls mehr als einen Dollar werth!“

Salon-Sclaven.

Wenn in den großen Städten der Union die frischen Morgen der Herbsttage den während des Sommers erschlafften Chatendrang wieder neu anregen, dann beginnt für den jungen Mann aus „guter Gesellschaft“ der inhaltreichste Jahresabschnitt — nicht etwa darum, weil der wichtige Zeitpunkt naht, in welchem des Volkes rührigster Theil an das periodische Eingreifen in die Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten schreitet, — nicht etwa darum, weil die geistige Arbeit überhaupt, welche den allgemeinen Interessen gilt, sich in einer Großstadt während der Wintermonate häuft, — auch nicht darum, weil die langen Abende selbst Denjenigen, der im Stillen strebt und wirkt, zu ernsterem Mühen einladen als die Tage des lebhaften Verkehrs mit der erblühenden Natur — sondern darum, weil die Saison der städtischen Lustbarkeiten zurückgekehrt, weil für alle Cliques und Coterien, in welche selbst die gute Gesellschaft zerklüftet ist, die Zeit der einander drängenden parties angebrochen ist. Das sind die Ereignisse, die den jungen Mann von Schliff im Trab erhalten, kaum zu Athem kommen lassen. Die party, die auf dem forum laut wird, kümmert ihn wenig; seine party bewegt sich innerhalb der strahlenden vier Wände, auf kostbaren Teppichen, bei dem Klange des mißhandelten Flügels oder dem ihm noch sympathischeren Knalle des Champagnerpropfens.

Wo die seidene Robe rauscht, das neueste Parfüm duftet und von gefärbten holden Lippen die gedankenleere, aber formglatte Phrase ertönt, wo man sich bei Gaslicht eine kleine, den Sinnen schmeichelnde Zauberwelt schafft, in die ja kein nüchterner Strahl aus dem ersten Leben, das draußen mächtig wogt, eindringen darf, dort ist es ihm wohl, dort fühlt er sich heimisch — der verweichlichte Sohn einer strengen Zeit. Dort verpufft er all seinen Witz, dort findet er sein Geistesturnier. Sein Ideenkreis ist an die wohlige

Parlor-Atmosphäre gebannt; seine Lanzen bricht er nur in denselben Conflicten, welche auch die Zungen der Kaffeeschwestern zu nimmer ruhenden Schwertern machen; was seinen Geist bewegt, wird von den Anschauungen der Backfische oder Coquetten bestimmt, deren cavaliers servante zu sein ihm alles ideale Streben ersetzen soll. Von dem Lebensmuth und der Chatenlust des Jünglings, der im hellen Mittag sich vom gebärenden Treiben seiner Zeit tragen läßt, die Jugendkraft am kühnen Anprall gegen das Veraltete erprobt, mit Angestüm nach fernen Zielen weist, Ideale wie Frühlingsblüthen aus seiner frischen Seele hervorspringen läßt und — wenn er zum Liebchen eilt — das selbe auf den Fittigen seiner Begeisterung mit emporhebt in die Sphären, von welchen aus das Leben erst lebenswerth erscheint, — davon besitzt unser junger Mann aus der guten Gesellschaft in der Regel blutwenig.

Fürstlich ausgestattet mit den Gütern, nach welchen die Jünglinge anderer Nationen lechzen, im Sonnenschein der Freiheit geboren, — jeder verkrüppelnden Fessel baar zum Manne erstarkt, mit erlangter Mündigkeit gleich als Vollberechtigter eintretend in die Reihen Derjenigen, welche das Geschick ihrer Generation zu bestimmen, das der kommenden Generationen vorzubereiten haben — ringsum freier Raum für das Kosstürmen noch unverdorbener Schaffensfreudigkeit, ein unabsehbares Feld gemeinnützigen Wirkens vor sich, das hier zu Lande wahrhaftig nicht auf das, die Jugend oft kalt lassende Streng-Realistische beschränkt ist, kein Hemmniß für das Propagiren idealer Anschauungen, kein Zurückdrängen der jungen Kräfte durch eine von oben geschützte Pedanterie, — so steht der amerikanische Jüngling, wenn er nicht schon als Knabe seinen Nacken dem Arbeitsjoch zu beugen hatte, wie ein Bevorzugter da unter all seinen Altersgenossen auf dem Erdenrunde! Hier schreitet er wie ein Liebling der Götter einher, hier muß er erproben können, was der sich frei entfaltende Mannesgeist in seiner frühesten Blüthe zu leisten vermag. Vor allen andern müßten die Kreise, wo nicht das Herbeischaffen des täglichen Brotes die Geisteschwinger lähmt, der Republik ihre begeisterte, dem Volke voranleuchtende, uneigennützig Jugend liefern. — Wo aber sehen wir diese? Wo findet der Beobachter sie als die Trägerin amerikanischer Ideale?

Wo kämpft sie, anfeuernd und bewundert, in den ersten Reihen? Wo schaaren sich die bahnbrechenden Jünglinge dieses Landes, das freiere Bewegung gestattet, als sonst eins, zusammen? Unsere Jugend aus guter Gesellschaft fühlt keinen solchen Drang, kennt keinen solchen Ehrgeiz. Ihren herrlichsten Beruf verlängnet sie, sich damit bescheidend, die Rolle einer *jeunesse dorée* zu spielen, in Nachahmung des entnernten, politisch entmannten Theiles der großstädtischen Jugend Europa's. Gute Lebensstellung gilt ihr als Erhöhung dieser Verpflichtung. In den ausgetretenen Geschäftswegen trabt sie noch eher eifrig fort, aber auch nur mit dem gierigen Blicke auf den nahen Gewinn, der ihr zu Füßen liegt. Zum Blick nach oben, zum Verfolgen höherer Lebenszwecke, zum Aufstreben im Interesse der Menschheit bleibt ihr keine Zeit. Die Stunden nach Schluß des Comptoirs verändelt sie.

Unsere in der Gesellschaft bevorzugten jungen Leute sind recöt geisteszahn; eine Sturm- und Drangperiode, welche wie das läuternde Gewitter auf die Jünglingsseele wirkt, haben sie nicht; sie gehen gleich im gemessenen Schritte des nüchternen Mannes; aber nicht das gediegene Gold der gereiften Mannesüberzeugung ist es, was ihren Gang bedächtigt macht, sondern die Behaglichkeit, die sich durch die Macht der Ideen überhaupt nicht belästigen lassen will — mitunter auch die Blasirtheit, die Mutter der jungen Greise. Das Erklimmen der Höhen, wo — dem ganzen Volke sichtbar — die Wachtfeuer entzündet werden, das Anstimmen der Morgenlieder, welche die Schläfer im Thale des täglichen Mühhens wecken und zum Eintreten für die höheren Interessen der Menschheit rufen sollen, überlassen die jugendlichen Schwelger Denjenigen, die daraus ein lohnendes Geschäft machen, ein Geschäft um so lohnender, je trüber das Wachtfeuer brennt, je mehr das Morgenlied zum Gassenhauer wird, dem kein guter Bürger mehr lauscht. Die Jugend mit ihrem frischen Können, ihrem lauterem Wollen steht zurück; der schlauen Berechnung fehlt das gehörige Gegengewicht. Die ursprüngliche mit sicherem Instincte zu Werke gehende Thatkraft, der rein menschliche Drang, der den begeisterten Jüngling als seinen liebsten Herold ausendet, regt sich kaum; und vergebens sehen die Männer, welche das Ankämpfen

gegen diese oder jene Entartung zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, sich nach den schlagfertigen, nicht um Sold kämpfenden Legionen um, welche sich andernorts aus der, einem Ideale zustrebenden Jugend zu recrutiren pflegen!

Und worin besteht der Ersatz, den jene Fahnenflüchtigen für den preisgegebenen stolzen Beruf finden? Was bietet ihnen das amerikanische high life? Das ganze, so viel Aufwand und asteraristokratischen Glanz um sich verbreitende Treiben in diesen Kreisen ist eintöniger, als der fernstehende vermuthet. Und wie manche klägliche Gestalt vergendet dort ihr Leben! — Wer eine, in fashionabler Unterhaltung begriffene Gruppe auch nur flüchtig betrachtet, dem wird sofort der äußerst bewegliche junge Mann mit eleganter Tournure auffallen, der dazu bestimmt scheint, das ganze Bild zu beleben. Er ist in der That die einzige, innere Bewegtheit verrathende Figur im Kreise; alle Andern haben studirte Haltungen angenommen, welche, wenn überhaupt etwas, die verschiedenen Grade der Passivität ausdrücken. Wir sehen die Damen in malerischer Pose jeden Augenblick bereit, den Photographen herbeispringen und in einem Lichtbilde ausdrücken zu lassen, wie sie „sich amüsiren“; wir sehen sie, wie sie eine ganze Leidensgeschichte über sich ergehen lassen, um ja nicht den vortheilhaften Faltenwurf, mit dem sie drapirt sind, in Unordnung zu bringen. Wir sehen an ihrer Seite einen oder mehrere „perfecte Gentlemen“, die ihr Vergnügen mit derselben Würde bestehen, mit welcher sie am Sonntag ihre Predigt anhören. Nur er, der sich im Hintergrunde der Gruppe unruhig hin und her bewegende junge Mann, bald dieser jungen Dame, bald jener Matrone etwas zuflüsternd oder darreichend, mahnt daran, daß man nicht in der Kirche, sondern in der Oper oder im Ballsaal ist. Er lebt dem Berufe, galant zu sein, sich für das Wohl seiner Mitmenschen, vorausgesetzt, daß sie dem high life angehören, zu opfern. Es schwebt ihm etwas wie die Mission vor, holden Frauen das Leben zu verschönern; nur bekommt er es auf Schritt und Tritt zu fühlen, daß er in Erfüllung dieses Berufes fast ebenso viel dafür thun muß, den männlichen Anholden, welche seine Blumen umlagern, Bequemlichkeiten zu bereiten, beziehungsweise Unbequemlichkeiten zu ersparen, und

daß er damit zur Verschönerung des eigenen Lebens nicht das Geringste beiträgt, im Gegentheil ein ungemein belastetes Dasein führt. Wie sich mit kleinen, unbedeutenden Dienstleistungen für Andere ein ganzes Menschenleben ausfüllen läßt, dafür legt sein Thun und Lassen überwältigendes Zeugniß ab. Er ist Slave fremder Launen, er steht und läuft, wendet sich und bückt sich auf den Wink seiner erkorenen Tyranninnen, er fügt sich ihrem Gebote, ohne daß sie einen Herzensanspruch an ihn haben. Doch er trägt die Ketten gern, er betrachtet sie als Blumengewinde, die ihm vortrefflich stehen. Er ist stolz auf seine Sclaverei; denn wisse, Mitwelt, Du hast den Martyrer der Galanterie an ihm zu bewundern und zu ehren!

Was wäre die vornehme Gesellschaft ohne ihn, den modernen Vertreter der Ritterlichkeit? Daß er ohne Minnelohn, gleichsam als Ascetiker der Galanterie, sich der Lebensverschönerung widmet, das läßt ihn nur um so größer, läßt ihn als den gesellschaftlichen Helden erscheinen, der die Galanterie ins rein Menschliche überträgt, ihr ein eigenes stilles Liebesglück opfert. Er hat so viele Bouquets, so viel Parfüm und unzählige andere kleine Liebenswürdigkeiten für diesen reizenden Backfisch, jene glückliche Braut, diese allerliebste junge Frau, jene geistreiche Dame und hochangesehene Repräsentantin der Aristokratie zu besorgen, sein Nervensystem ist so angespannt durch die Mühe, sich im täglichen Labyrinth von Aufträgen zurechtzufinden, sein armes Herz hat den Tag über so oft zu pochen ob der dankbaren Blicke, die kommen oder ausbleiben, daß ihm für das Fassen, geschweige denn Pflegen einer das ungetheilte Herz verlangenden Neigung weder Zeit noch Stimmung bleibt. Er entsagt und entsagt doch nicht. Die kräftigeren Pulse, die selbst ihm die menschliche Natur nicht vorenthält, sucht er mit einer gar lieblichen Vision zu beschwichtigen. Ihm ist zu Muth, als sei er eine idyllisch summende Biene, welche von Blume zu Blume fliegt, hier die Rose, dort die Lilie huldigend umkreist, bald rechts, bald links ein wenig zu nippen sucht — vorausgesetzt, daß nicht schon eine Hummel im Kelche sitzt — und sich, wenngleich der Honig Andern gehört, doch stolz herumtummeln kann zwischen all der Blütenpracht, doch in die Welt hinausjurren kann: „Auch ich sauge Honig!“ Bis

zu Tantalusqualen läßt er es nie kommen; er ist zufrieden, wenn die Welt ihn glücklich und beneidenswerth w ä h n t.

Eifersüchtelei hat er sich ganz abgewöhnt, blos mit der einzigen, aber um so bedeutenderen Ausnahme: es darf Niemand beanspruchen wollen, galanter zu sein als er, die Schrift, mit welcher kleine, unschuldige Wünsche im Auge der Frauen geschrieben stehen, fertiger lesen zu können, als er. Wer solchen Anspruch erhöhe, dem gälte seine Todfeindschaft! Ihn in der Gesellschaft zu vernichten, wäre von da an sein unerwünschtester Entschluß; und mit der Kühnheit eines Achilles, mit der Schlantheit eines Ulysses vollbrächte er dies, sollte auch die Hälfte seines Gehaltes für Bouquets draufgehen. Salarirt ist er gewöhnlich; die Behaglichkeit der independenco würde ihn längst seinem Martyrium entremdet haben. Seine Stellung muß derartig sein, daß sie ihm sehr viel Zeit für seinen idealen Zweck läßt; denn nur die Grobheit ist kurz, die Galanterie ist lang. In der Regel ist er Comptoir-Jüngling, um von drei, vier Uhr des Nachmittags an ganz der eleganten Gesellschaft angehören und den Packesel-Dienst für den Kreis seiner Despotinnen ungestört bis in die späteste Abendstunde leisten zu können. Er duldet viel. An Oper-Abenden hat er den Fiafer zu bestellen, und wenn er mitfahren will, auf dem Boche zu sitzen; er hat Programm und Textbuch zu besorgen, wird für die Vollzähligkeit der Fächer und Operngläser verantwortlich gemacht, ohne es zu einem Sitze in der Loge selbst zu bringen; desto häufiger flattert er aus und ein, desto graziöser weiß er sich als Staffage hinter einer Lehne in Postur zu setzen, die Aperçus zu den Leistungen auf der Bühne zu besorgen, die Sensationen, welche der Nachmittag im high life gebracht, zu colportiren.

Geh's zu Balle, dann ist er zwar schon am Vorabend außer Athem, aber seine Unentbehrlichkeit zeigen erst die letzten Stunden vor dem Balle. Für die desperaten Situationen, die sich durch dieses oder jenes Mißgeschick bei den letzten Vorbereitungen einstellen, muß er, der schon fit und fertig unten im Parlor harret, Abhilfe zu bringen wissen. Das sind die Stunden, in welchen er häufiger als je in seinem mühevollen Wirken „Mein lieber —“ geheißt wird. So eingeleiteten Bitten widerstehe, Wer kann. Er eilt noch in der ersten Stunde

im Schneegeflöber um ein Paar Handschuhe, um einen anderen Domino; er ruinirt seine Lackstiefel dabei; doch die Galanterie erheischt es, das ist ihm genug. Ist er, gehezt wie ein Wild, glücklich im Ballsaale, dann besteht das ihm zugedachte Vergnügen hauptsächlich darin, das noch fehlende Paar zur Quadrille aufzutreiben und die sitzengebliebene Base vom Lande zum Tanze zu führen. Er thut's ohne den leisesten Seufzer. Zwanzig Mal in der Stunde bricht er sich mit Löwenmuth Bahn durch das Gewühl, um den nie endenden Anliegen der, über ihn gebietenden, mit glücklicheren Sterblichen coquettirenden Damen gerecht zu werden. Ein holdes Lächeln entschädigt ihn wieder für Alles, für die Müdigkeit, für den im Gedränge beschädigten Frackschooß, für die Martern, die ihm ein getretenes Hühnerauge bereitet. Unter der ganzen Gesellschaft ist er vielleicht Derjenige, welcher die engsten Stiefel trägt, und doch auch der Einzige, der aus Galanterie die ganze Nacht nicht zum Sitzen kam. Auch das weiß er zu überwinden. Es schreckt ihn nicht ab, selbst bei der Heimfahrt noch galant vom Boock auf das Glatteis hinab zu springen, vielleicht einen unfreiwilligen Fußfall zu thun, aber im nächsten Momente doch sink den Kutschenschlag zu öffnen.

Ist der Spaß zu Ende, dann blickt er, für den das Amusement Anderer kein Spaß, sondern nur eine Kette mit süßem Lächeln ertragener Qualen war, dennoch stolz auf sein Tagewerk zurück. In erhöhtem Selbstbewußtsein sagt er sich, wenn er in seinem Stübchen in den Spiegel blickt: „Du bist heute wieder ein galanter Kerl gewesen; Du darfst zufrieden mit Dir sein, Du hast sie Alle ausgestochen!“

Müde wie ein Tagelöhner sucht er sein Lager auf. Erhitztes Blut strömt durch seine Adern und lange wacht er noch, all die Bilder der geleisteten Ritter- und Pagendienste wieder und wieder vor seine Seele führend. In diese Bilder aber mischt sich allmählig der mahnende Reigen der übernommenen neuen Aufträge für den nächsten Tag. Vielleicht bricht ihm kurz vor dem Entschlummern, ob eines zu leichtsinnig übernommenen schwierigen Auftrages, noch der Angstschweiß aus; doch er schwelgt dann um so süßer im Gefühle des Martyriums der Galanterie. Mögen Andere sich durch die Gunst eines bezaubernden Wesens beseligen lassen; er findet es bezaubernd, recht Viele

mit seiner Galanterie zu bezaubern, wenn ihm auch damit die Seligkeit ernstester Hingebung hinweggezaubert wird. Sind seine Erfolge auch klein, so genügen sie doch seinem bescheidenen Herzen. Selbst über Kränkungen, die ihm in seinem Diensteifer an diesem Abend vielleicht begegnet sind, weiß er sich zu trösten. Es wandelt ihn dann an, als blühe er wie das Veilchen im Verborgenen. Mit sich selbst zufrieden schlüpft das Veilchen unter die Bettdecke und bald ertönt's wie das Schnarchen eines müde gehezten Lohndieners.

Der Hageffolz.

Schon fünfzig Jahre alt und noch keine Frau und noch — keine office! Es gibt doch sonderbare Menschen!“

In diese Worte kleidet kopfschüttelnd ein wohlgenährter Mann, der soeben einen hageren Gentleman in den hohen fünfzig achtungsvoll begrüßt hatte, seine eigene Verwunderung, um jenem Gedanken, auf den er sich nicht wenig einbildet, Gestalt und Farbe zu geben. Der wohl genährte Mann ist — wie dies schon die Verflechtung des Begriffes office in seine Vorstellung vom Berufe des gereiften Mannes andeutet — ein eifriger Stadtpolitiker, der Bürger Pollmeier. Jetzt sieht er wieder etwas restaurirt aus. An die Stelle des stattlichen Ponama-Hutes, den er zu tragen pflegte, als noch die Sonne des „Kinges“ schien, ist zwar ein schmalkrämpiger, schwarz lackirter Strohhut getreten und die goldene Uhrkette fehlt noch immer, allein er erholt sich sichtlich und gedenkt, dies mit der Zeit gründlich zu thun. Noch einmal blickt er dem Manne ohne Frau und ohne office nach.

„Da geht er hin, steif wie seine weiße bachelor-Cravatte. Immer sauber, das ist wahr; einen feinen Hut, patente Sommerhose, weiß wie Schnee, und allemal die goldgefaste Brille auf der geschmeidig aussehenden Nase. Ob der Mann wohl auch mit der Brille zu Bette geht? Sapristi! Hätte ich den Verstand dieses Menschen, ich wäre längst schon Staatsfenator, Departementschef oder sonst was Fettes und hätte keine Ruhe, als bis ich's zum Gouverneur gebracht. Solche Leute wissen gar nicht, wie sie sich an der Natur versündigen, die ihnen so zu sagen die Leiter zum Höchsten, was es in der Republik gibt, an die Wiege gestellt. Da marschirt er an diesem schönen Sonntagsmorgen aus, gewiß in jeder Tasche ein Buch, und in der Schachtel, die er unterm Arme trägt, bringt er am Abend nur Gras und Ungeziefer heim, um sich dann über den Halmen und Käfern den Kopf zu zerbrechen.“

„Ein Mensch, der keine Familie hat, bringt's sein Lebtag nicht zu etwas Geschicktem und wenn er die Weisheit mit Löffeln gegessen hätte. Bälger muß man schreien hören, um ein practischer Mann zu werden. Bei Sanct Tammany! wäre ich so ein bejahrter Studirter, ich wollte dem General-Committee was zu rathen aufgeben! Paar große Buben müßt' ich schon haben und für jeden ein clerkship. Die Familie Pollmeier sollte mir ein gehöriges Wörtchen mitzureden haben. Daß sich so ein feiner und mit gelehrten Sachen vollgestopfter Gentleman ohne Fran behilft — na, man weiß, wie das manchmal geht; aber daß Einer, vor dem selbst unsere big bugs Respect haben, ohne offico sich behilft, das scheint mir ganz gegen den Beruf des menschlichen Genie's in der größten Republik der Welt zu gehen. Die politischen bugs würde ich an der Nadel zappeln lassen und nicht die im Park aufgelesenen!“

„Ah, da kommt der kleine Doctor, auch ein Studirter, aber ein practischer. — Sagen Sie einmal, Herr Doctor, Sie kennen ja Ihren Nachbar, den bachelor, der so independent thut und für unser Einen so eine gewisse frostige Höflichkeit hat, daß man fast meinen muß, er möchte sich nur in einer Republik ohne Politiker behaglich fühlen. Eben meint' ich, so ein einzelner Mann habe kein rechtes Gefühl für das sich unaufhörlich mehrende Volk und dessen Beamt —, dessen Bedürfnisse, wollte ich sagen. Fast möcht' ich wetten, daß Der am Wahltage gar nicht stimmt.“

Da irren Sie sehr, entgegnet der Kleine, das ist einer von den Stillen, von den silent voters, wie Ihr sagt. Darauf können Sie Sich verlassen, Der hat noch nie an der Wahlurne gefehlt und würde gewiß auch nicht bei Eueren primaries fehlen, wenn er hoffen könnte, seines Gleichen — ich meine, gleich im politischen Begehre oder politischen Verständniß — dort zu treffen. Sie nehmen mir das nicht übel, lieber Freund, aber Sie wissen, ich rede gern von der Leber weg. Eins kann ich Sie bestimmt versichern, Der fehlt am allerwenigsten dann am poll, wenn es gilt, eine Anstrengung zu machen, daß die Maschine die Kränk' bekomme. Lieber Mann, Sie glauben gar nicht, wie viele solcher Menschen es gibt, wenngleich sie nicht alle

bachelors sind. Sie bilden die unsichtbare Armee, vor welcher noch jeder Partei-boss gezittert hat, wenn er beim Beginn der Campagne sein Ohr an die Erde legte und diese Armee herannahen hörte. Wenn die Stillen erst einmal sammt und sonders unter einen Hut zu bringen sind, dann Pollmeier, dann hat's wirklich geschellst. — Doch lassen wir dieses Capitel; es fängt heut an sehr heiß zu werden und ich möchte mich nicht gern schon am Vormittag echauffren. Aber was den Civilstand unseres „frostig höflichen“ Freundes, wie Sie sagen, betrifft, — noch ein ruhiges Wort. Ich will Ihnen gern einräumen, daß ein alter bachelor, der sich dem Familienleben entzieht, sich dadurch gewisser Massen auch der Erfüllung einer Bürgerpflichten. Laßt ihn nur diese alle tren erfüllen und er hat mehr gethan, als der Durchschnitts-Philister. „Kein rechtes Gefühl für die Bedürfnisse des Volkes“ sagen Sie. Ja wenn der Junggeselle unter Euch geräth, dann mag sich dieser Mangel bei ihm noch viel rascher entwickeln, als bei Euch, die Ihr die Häupter Eurer Lieben stets als eben-so viele Gründe für eine Versorgung durch den Staat oder die Stadt vorzeigt. Aber der bachelor, dem sein Volk seine Braut ist, hat ein weiteres Herz für Euch und Euer Kinder, als Ihr glaubt. Und obgleich er allein zu sein scheint, ist er nie allein.

Ich fragte ihn einmal, als ich ihn zwischen seinen Büchern traf: das ist wohl Ihre familie? „Was glauben Sie,“ gab er mir zur Antwort; „das sind meine Freunde, meine gesprächigsten und verschwiegensten Freunde, Freunde aus allen Nationalitäten, Freunde aus vielen Zeitaltern. Sie vermitteln mir die Vergangenheit des Menschengeschlechtes, lehren mich, die Gegenwart gehörig würdigen. Will ich aber in die Zukunft sehen, dann blicke ich auf mein Volk. Jeder Bürger ist mein Bruder, jede Bürgerin meine Schwester, und sie alle glücklich zu machen, wäre mein höchstes Glück. Sie auf Irwegen zu erblicken, sie mißbraucht und ausgebeutet zu sehen, ist mein höchster Kummer. Mein Volk ist meine familie!“

Das kann nun freilich auch Einer sagen, der kein bachelor ist. Aber sehen Sie, ein solches Junggesellenherz hat eben sehr viel Raum fürs Allgemeine. Bei uns sitzen die lieben Eigenen so fest

darin, daß wir immer sie zuerst anhören müssen. Wie mancher gewagte, aber erspriessliche Schritt würde gelegentlich gethan, wenn das herzige Zwitschern im Neste drin uns nicht abhielte. Dem Familienwater frommen die kühnen Aufflüge selten. Der Junggeselle aber segelt drauf los wie der verwegene Nar. Er steigt auf und besieht sich aus seiner einsamen freien Höhe das Gesamtbild. Ist er ein weiser Mann, weiß er den weiten Ausblick zu verwerthen. Und wenn er so dasitz in seinem stillen Zimmer, während wir vielleicht in unserem belebten Heim practische Erziehung treiben, hat er Muße, sich in Erziehungstheorien zu vertiefen und die Ideen auszuarbeiten, welche der würdigen Erziehung des Menschengeschlechtes gelten. Er steht da wie ein Unparteiischer zwischen dem Erzieher und dem zu Erziehenden, behandelt die Frage ganz sachlich und behält den Normalmenschen, oder wenn Sie wollen, den idealen im Auge. Das können freilich Andere auch, aber er vor allen Andern. Und wenn er das Wehe der Gesellschaft betrachtet, glauben Sie ja nicht, daß er es darum weniger fühlt, weil er allein ist. Ihn faßt es in seiner Gesamtheit um so mächtiger. Sie müssen mich verstehen, ich spreche immer nur von dem gebildeten, dem edel denkenden Junggesellen. Als uneigennütziger Fürsprecher des Familienglücks weiß er, um so beredter zu sprechen für Alles, was solches Glück fördert, und gegen Alles, was es untergräbt. Sein Wort wird zum Mahnruf des gerechten Unbetheiligten.

Sehen Sie, auch für den bachelor hat die Gesellschaft eine besondere Mission. Es hat Alles seinen Zweck. Als oölibataire der Culturreligion steht der alte Junggeselle wie der immer bereite Streiter da. Kein süßes hemmendes Band fesselt ihn. Die irdische Blume wird ihm nur dürftig gereicht; um so fleißiger blickt er hinaus in den Garten seiner Ideale und pflegt sie, auf daß er, wenn er scheidet, sagen kann: „Auch ich habe mir den neuen Frühling verdient, welcher dereinst kommen muß.“ — Pollmeier, schmähnen Sie mir die bachelors nicht! Wer sagt Ihnen, daß dieselben nicht auch ihre Stunden des Ueberströmens haben, daß mein alter Freund, wenn ihm der Leierkasten unter dem Fenster ein Elegisches klagt, nicht sein Buch hinwirft, oder seinen Käferkasten zuklappt — nicht aus Unwillen über

die musikalische Plage, sondern um zu sehen, ob nicht ein armes Kind in Lumpen dasht, demselben sein Almosen zuzuworfen und dann sich von der einfachsten rührenden Melodie einwiegen zu lassen in schmerzliche Betrachtungen über „der Menschheit Jammer“ und ihr so hilflos scheinendes Sehnen? Wer sagt Ihnen, daß der Mann beim Anblick eines Gemäldes, einer Statue nicht durch eine lebhaftere Vorstellung von der Menschenwürde entflammt und in dem Vor-
 satze, seine ganze geistige Thätigkeit dem großen allgemeinen Werke, jenes Sehnen nicht einen leeren Traum bleiben zu lassen, dienstbar zu machen, mehr bestärkt wird, als es alle Demagogen, welche die altehrwürdigen Sätze vom „freigeborenen Menschen“ und vom „Ausspruch auf Glückseligkeit“ zu leeren Schlagworten herabwürdigend, je werden können? Auch unser bachelor webt in seiner Klausur mit an dem Webstuhle, auf dem die Geschicke künftiger Generationen sich gestalten.

„Und was erfolgt daraus für uns?“

für Euch so viel, daß der bachelor, wie ich ihn meine, eine Classe mehr vertritt, welche in ihrer Art dahin mitwirkt, Euch und Eure Häuptlinge dem Volke nicht ganz über den Kopf wachsen zu lassen. Einer so, der Andere so.

Selbstständige junge Damen.

Unter den Figuren, welche nur an einigen wenigen Punkten der civilisirten Welt anzutreffen sind als kostbare Pflanzen, die lediglich dem weltstädtischen Boden entsprossen, gibt es keine elegantere und pikantere als die junge Weltdame, die vermöge ihrer Stellung oder ihres Charakters ein besonders selbstständiges Auftreten wagen zu können glaubt. Mit den Gemeinen hat sie selbstverständlich nichts gemein; und in New-York trifft man sie nur an Orten, welche von der respectabelsten Gesellschaft besucht werden; es liegt aber in ihrem Wesen, daß sie dort besondere Aufmerksamkeit erregt, der sich eine minder „unabhängig“ auftretende Dame um Alles in der Welt nicht aussetzen möchte. Ihr Benehmen ist durchaus anständig und großes Unrecht würde Derjenige begehen, welcher ihre Respectabilität bezweifeln wollte; aber bei aller Anständigkeit hat ihre Art, sich zu geben, etwas so Herausforderndes, daß die Dame von einfacherem Wesen nicht umhin kann, sie groß anzusehen und bei wiederholter Begegnung ihren Begleiter durch ein gelispeltes Wort oder ein leichtes Zupfen am Aermel auf sie aufmerksam zu machen.

In der Oper, im Concert, auf der vornehmen Promenade, in der Bildergalerie, kurz überall, wo bemittelte und gesittete Leute verkehren, findet auch sie sich ein. Ihr Tact geht so weit, sich die in guter Gesellschaft üblichen Höflichkeiten zu sichern, reicht aber nicht aus, sie Gleiches mit Gleichem vergelten zu lassen. Sie hat in der Regel ein stark entwickeltes Selbstbewußtsein und nimmt das, wozu sie nur vermöge des Uebereinkommens berechtigt ist, gern als eine ihr gebührende Huldigung auf. Ueber das Erwidern der erfahrenen, rücksichtsvollen Behandlung setzt sie sich hinaus. Ist sie schön, dann meint sie, einen natürlichen Anspruch auf Auszeichnungen zu haben; sie erscheint an öffentlichen Orten gewisser Maßen nur zu dem Zwecke, den ihr geschuldeten Tribut von Bekannten und Unbekannten entgegenzunehmen. Ist sie nicht schön, dann hält sie sich allenfalls für

eine bewunderungswürdige Schönheit. Da sie außerdem immer höchst stylish ist und in ihrem Auftreten es nicht an der nöthigen Sicherheit fehlen läßt, so glaubt sie schon dadurch über das gewöhnliche Niveau der gebildeten Welt empor zu ragen und die Vorrechte einer genialen Natur zu genießen. Wer in der Oper oder im Concert ihr Nachbar wird, muß sich glücklich schätzen, so unglücklich der Mensch, von dem sie sich begleiten läßt, auch aussehen mag.

Zu ihren Manieren gehört es, in der Oper die Sänger nur wenig zu beachten, im Concert selbst während einer Symphonie zu plaudern und kokett zu kichern, auf der Promenade gerade dort stehen zu bleiben, wo die Passage schwierig und es für den gewissenhaftesten Zierbengel unmöglich ist, den zur Schonung ihrer Schleppe nöthigen Umweg zu machen. Als heiligstes Gebot aber achtet sie die Sitte, im Theater oder Concertsaal ja zu spät einzutreffen! Die Momente, während welcher sie ein ganzes Auditorium stört und zwingt, Zeuge ihrer Manöver beim Auffuchen des Sitzes zu sein, die Momente, in welchen das Rauschen ihrer Robe ein Pianissimo übertönt und die nächste Umgebung dafür die extrafeine Qualität ihres Seidenzeuges ermessen läßt, gehören zu den glücklichsten ihres Lebens. Die Art, wie sie Platz nimmt, ist für sich allein Sache eines großen Studiums. Nachdem der, wie ein Bedienter geschulte Cavalier den Shawl, Mantel oder was sonst die Taille verhüllte, demüthig in Empfang genommen, steht die reizende Gestalt in ihrer ganzen Herrlichkeit da. Einige Secunden lang wird Jedem, der sehen will, die Begünstigung gestattet, sich an dem herrlichen Wuchse zu weiden. Dann beginnt das Zurechtlegen des üppigen Faltenwurfes, wobei die zierlichen Hände, vor allem Andern aber die funkelnden Armbänder bewundert werden können. Die angestaunte Dame beugt sich einmal, zweimal; doch erst zum dritten Male will das Finden des Sitzes gelingen. Endlich sitzt sie und dem Herrn Nachbar von hinten ist bereits der Schreck ob der himmelanstrebenden Coiffure, die ihm jede Ansicht raubt, in alle Glieder gefahren.

Nein, sie sitzt noch nicht! Nochmals erhebt sie sich; sie sucht nach ihrem kostbaren Sacktuch, nach ihrem bunten Fächer, und die Draperie hatte sich den Raumverhältnissen des plebejisch engen

Sperrfisches noch nicht gehörig angepaßt. Der Cavalier sucht die noch nöthigen Arrangements zu beschleunigen. Nur noch einige Tacte der Orchestermusik und sie sitzt wirklich. Das Blut ist ihr doch etwas zu Kopfe gestiegen. Jetzt arbeitet der Fächer mit Hefigkeit. Wo steckt aber das Programm? Wieder einige Bewegungen voll Erregtheit, bis schließlich auch das Blättchen bequem zurecht gelegt ist, nicht um gelesen zu werden, sondern um dem Anbringen kleiner Nuancen im Kokettiren mit der schönen Hand zu dienen.

Nun beginnt das Mustern der Umgebung, das beredte Spiel mit den Achseln, das feste Aufblicken zu den Logen, abruptes Wegsehen, ebenso unmotivirtes Hinstarren in anderer Richtung, jetzt holdselbiges Lächeln, im nächsten Momente strenges Emporziehen der Augenbrauen, und wie die kleinen Manöverchen alle heißen, die verrathen sollen, welches ungestüme innere Leben diese bewegliche anmuthige Hülle in sich berge! Im Bewußtsein, sich im höchsten Grade interessant zu machen, merkt es die sich so unabhängig gebende Welt dame nicht, daß ab und zu ein Blick nicht schmeichelhaften Staunens sie trifft. Die Blicke der Damen nimmt sie triumphirend als stumpfe Pfeile des Neides, jeden Blick eines Herrn als den freiwilligen Tribut eines bewundernden Tantalus auf. Und je mehr Aufsehen dieser Art sie erregt, desto geringschätziger behandelt sie den Slaven, der neben ihr sitzt. Er soll ihr Unterthan nicht blos sein, die Welt soll es auch wissen, daß er es ist. Die Habitues wissen außerdem, daß sie viele Slaven hat, daß sie wo möglich an jedem Abend einen anderen mitbringt. Wo die Sitzordnung es nicht möglich macht, sich umschwärmen zu lassen, muß der Wechsel der Begleitung zeigen, wie gesucht man ist. Wo es die Terrainverhältnisse gestatten, weiß es unsere selbständige Welt dame so zu gestalten, daß sie immer die schäfernde Hauptfigur einer lebhaften Gruppe wird. Sie lacht gelegentlich auch laut auf oder stößt gar einen Jubelschrei aus, jedoch nur um die auf sie aufmerksam Gewordenen sehen zu lassen, wie schüchtern zu thun sie auch verstehe, wenn ihr sprudelndes Gemüth ihr den bösen Streich gespielt, ihrer berückenden Glockenstimme einen zu weit tönenden Schall zu geben. Sie erschrickt fast vor ihrer eigenen Heiterkeit, würde sich aber zu

Tode grämen, wenn dieser unschuldige Appell an das Interesse müßiger Gaffer ihr verwehrt würde.

Sie ist durchaus respectabel, darf sich daher ein wenig gehen lassen. Man kennt ja ihr respectables väterliches Haus und dort läßt sie sich noch mehr gehen, wenn Herrengesellschaft kommt. Daß sie einen kleinen abenteuerlichen Zug hat, welcher ihr das Aufsehen-Erregen zum Bedürfnis macht und im Benützen der Mittel sie nicht sehr wählerisch werden läßt, das liegt in ihrem Temperament; und Temperament kann die amerikanische Belle nie zu viel haben. Stürzt sie sich mit selbstgewähltem Führer, also gewisser Maßen allein, in den Ocean des weltstädtischen Vergnügens, so thut sie nur etwas Landesübliches; ihre Stellung in der Gesellschaft erheischt bloß, daß sie es genialer thue, als das Mädchen ohne Stellung in der Gesellschaft. Stößt sie in diesem Ocean auf eine kleine Klippe, dann ist der Schild der Familie als Rettungsapparat bei der Hand.

Doch unsere junge Welt-dame ist nicht die einzige Figur, mit welcher dem sonst eintönigen Gesellschaftsbilde ein wirkungsvoller Lichtpunkt verliehen wird. Sie hat auch in andern Schichten Nachahmerinnen. Lustige elegante Dämchen, gegen deren Respectabilität Niemand Zeugniß abzulegen vermag, springen Aufsehen erregend aus allen Kreisen der großstädtischen Bevölkerung hervor. Fehlt es diesen gleichwohl an dem feinsten Schliß, so haben sie doch eine gemeinschaftliche Tournüre, die sphinzartig jede Auskunfzt darüber, auf welcher Stufe die Wiege der unabhängig Hinausstürmenden gestanden, verweigert. Den Standesunterschied überwindet sie mit einem Schlage durch das Anschaffen einer feingearbeiteten Robe aus schwarzem Seidenstoff und des entsprechenden Zubehörs. Schwarze Seide ist durch das Uebereinkommen zum Ausdruck höchster Eleganz gestempelt. Selbst die Frau des Millionärs kann nicht höher. Wie man sich im eleganten Aufputz benimmt, das haben sie schon als Schulmädchen den auserwähltesten Damen abgeguckt.

Natürliche Anmuth braucht wenig Unterricht. Ist der modernste Sonnenschirm bei der Hand, dann geht's los, hinaus in die New-Yorker Welt, wo es so viele Sammelplätze der gestitteten Gesellschaft gibt, an welchen jede, dem Modejournal huldigende Grazie die

gleiche Chance hat, die Bewunderung herauszufordern und sich an dem Gefühle zu berauschen, daß sie Aufsehen erzeuge! Ob sie bei Tage an der Nähmaschine gefesselt oder Clavier gespielt, Romane gelesen oder Pappschachteln gemacht, Wer will ihr das bei flüchtiger Betrachtung ansehen? Bei der Nacht sind selbst im hellerleuchteten Saale oder Sommergarten alle gesellschaftliche Stellungen gleich; nur die Schönheit, das Temperament, das *savoir faire* und der Aufputz markiren die Unterschiede. Und kokettiren kann das heißblütige Mädchen aus dem Volke allen Ladies aus dem *high life* zum Trotz. Um vollen Theil zu haben an dem öffentlichen Amusement der Sommerabende, braucht sie nur noch den Begleiter. Das Anschaffen desselben hat in dieser Sphäre seine Schwierigkeiten. Der junge Mann aus solcher Schichte läßt sich auf derartige Fahrten nicht gern ein. Ihm ist's nicht so leicht, sich zum Stuhler aufzuspielen, wie dem unternehmenden *girl*, die Dame zu spielen. Da muß denn Einer herbei, der in der Regel im Vergleiche zur Donna sehr inferior aussieht. Sie bedient sich seiner dann nur zum Erlangen eines „Respectableren“. Er soll sie auf der Suche nach demselben begleiten. Diese Auszeichnung darf er sich schon etwas Geld kosten lassen. Unsere junge Lady aus dem Volke ist zumeist bei gutem Appetit und wenn sie auf Genossinnen stößt, tractirt sie gern. Mit einem stolzen Blicke macht sie zwei Kellner springen. Ist aufgetragen, dann wird der Cavaliere *servante* durch einen Stoß mit dem Regenschirm dazu aufgefordert, die Zeche zu bezahlen. Die Demuth, mit welcher er in die Westentasche greift, bildet einen erschütternden Contrast gegen das bekannte Bild, auf dem die deutsche Köchin, welche die Zeche ihres Soldaten zu bezahlen hat, mit rührendem Zartgefühl ihm das Geld unter dem Tische in die Hand drückt, auf daß er ja nicht vor dem Kellner gedemüthigt sei.

So macht das unabhängig auftretende Dämchen mit der röthselhaften Lebensstellung allmählig ihren Weg in die Gesellschaft. Entschlossen steigt sie von Stufe zu Stufe, sich immer an einen besser Gestellten haltend. Sie hat Verstand genug, die landesüblichen Respectabilitäts-Grenzen dabei einzuhalten. Sie wird die *self-made lady*. Und während ihre Temperaments-Genossin aus höherer

Region in ängstlichem Haschen nach Bewunderung, in abenteuerlichem Drange nach Auszeichnung oft ein Glück, das ihr bei größerer Ruhe von selbst in den Schooß gefallen wäre, verschertzt, bekommt Jener das Abenteuer sehr wohl. Sie wollte nicht im Verborgenen blühen und hat sich richtig durch Klugheit und Unternehmungsgest ein sonniges Plätzchen für das Reifen ihrer Früchte errungen.

Ein trefflicher Mann.

Archibald Jeremiah Fallback, Esq., ist ein sehr patenter Mann. Er hat etwas Gehöriges vor sich gebracht, hat noch nie Bankerott gemacht und geht jeden Sonntag in die Kirche. Er hat auch Gemein Sinn. Als eingeborener Bürger der Republik hat er die Erkenntniß, daß allgemeine Calamitäten dem individuellen Wohle nicht sehr förderlich sind, so zu sagen mit der Muttermilch eingesogen. Er ist somit schon vermöge des „erleuchteten Egoismus“ sehr besorgt um die allgemeine Wohlfahrt. Gegen politische Corruption ist er aus dem doppelten Grunde, weil sie erstens unmoralisch ist und zweitens sehr kostspielig für den Bürger werden kann. Archibald Jeremiah Fallback, Esq., ist überhaupt ein sehr respectabler Gentleman; seine Familie ist respectabel; sein Geschäft ist respectabel; die Gesellschaft, in der er sich bewegt, ist respectabel; die Gegend, wo er sein Haus gebaut hat, ist sogar äußerst respectabel und all seine Lebenspläne ruhen auf unvergleichlich respectabler Grundlage. Man darf mit Gewißheit darauf rechnen, daß Archibald Jeremiah Fallback, Esq., sich weder im privaten noch im öffentlichen Leben je irgend einer ungerechten Handlung schuldig machen wird.

Jeder sterbende Vater könnte ihn getrost zum Vormund der hinterlassenen Waisen und zum Administrator ihres Vermögens einsetzen. Die Kinder würden sicherlich am Tage ihrer Mündigkeit das volle, wohlangelegte Capital sammt den aufgelaufenen landesüblichen Zinsen auf Heller und Pfennig überwiesen bekommen. Nur in einem Falle müßte der Testator vielleicht Bedenken tragen, Archibald Jeremiah Fallback, Esq., zum Vormund zu machen, — nämlich dann, wenn die Waisen gewissenlose, habgierige Verwandte hätten, von denen mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen wäre, daß sie die übliche Testamentsanfechtung mit großem Nachdrucke betreiben würden. Das Recht der Waisen gegen energische Angriffe verfechten, das wäre

eine That, deren Vollbringung dem respectablen Archibald Jeremiah Fallback, Esq., nicht an der Wiege gesungen worden ist. Er ist ein trefflicher Mann, nur muß man ihn damit verschonen, bei seiner trefflichen Handlungsweise allzusehr von seinem breitgetretenen Alltagspfade abzuweichen. Namentlich zum Verfechter eignet er sich nicht. Er hat weder das Schwert der Zunge, noch den scharfen Stahl der Feder gewandt führen gelernt, ganz abgesehen vom Erlernen des Bogens oder Fechtens, und übt selbst die Künste des Friedens nicht gern aus, wenn sie zum Entstehen eines Kampfes führen. Er ist durch und durch ehrlich; wenn es aber gilt, den Unehrliehen den Weg zu vertreten, dann findet er nicht die nöthige Willenskraft dazu. Er besitzt Tugend, aber nicht den Muth der Tugend.

Hiermit ist dem Archibald Jeremiah Fallback, Esq., auch schon die Stellung angewiesen, die er im öffentlichen Leben seines Vaterlandes einzunehmen hat. Er gehört zu den vielen achtbaren Bürgern, denen es nicht gelingen will, etwas mehr Achtbarkeit ins Parteitreiben zu bringen, die, so oft sie es vermeiden können, sicherlich nicht für einen Candidaten stimmen, der als Halunke oder als das Werkzeug von Halunken bekannt ist, die es aber zugleich für ein Gebot der Achtbarkeit halten, jeder Primärwahl auf sechs Block auszuweichen und auf diese Art dafür zu sorgen, daß der Parteipöbel dort freies Spiel habe.

Ueber die traurigen Ergebnisse solcher Herrschaft weiß Archibald Jeremiah Fallback, Esq., gleich jedem anderen achtbaren Bürger recht achtbar zu klagen; und wenn die Ziffer auf seinem Steuerzettel von Jahr zu Jahr eine achtbarere Größe erlangt, dann kann er sogar in ein sehr achtbares Schimpfen über die Schandwirthschaft in der öffentlichen Verwaltung ausbrechen. Wenn er von betrügerischem Annulliren der Assessments hört, geräth er in großen Zorn; und gleich um die Ecke herum wünscht er dem Freunde, der ihm die Nothwendigkeit einer kräftigen Reformbewegung darthut den besten Erfolg zu diesem Unternehmen, mit dem Bemerken, daß er „bei nächster Gelegenheit“ sich auch einer solchen Bewegung anzuschließen gedenke. Vor der Parteimaschine, die wie eine ewig arbeitende, ungeheuerliche Mähmaschine über den Acker der Bürger geht, erfazt ihn das Entsetzen, welches allem Angeheuerlichen gebührt. Er würde dem Machtspruche

entgegenjubeln, der sie zum Stehen brächte, würde den Blitzstrahl segnen, der sie zerschmetterte. Wenn man ihn aber auffordert, mit Hand anzulegen bei dem Versuche, das Ungethüm unschädlich zu machen, dann bittet er sich die Erlaubniß aus, eine bessere Gelegenheit dafür abzuwarten.

Stellt man ihm vielleicht sogar vor, daß er, wenn er sich die nöthige Energie aneignen wolle, eine passende Persönlichkeit fürs Auftreten als Candidat der gutgesinnten Bürger wäre, dann ist er bereit zur Energie, stellt aber vorher Fragen, welche darauf hinauslaufen, ob seine Erwählung eine sichere Sache wäre. Da man ihm die befriedigende Antwort nicht geben kann, so erklärt er mit aller Energie, er wolle doch lieber eine bessere Gelegenheit abwarten. Die besseren Gelegenheiten sind überhaupt immer die sichere Verschanzung, auf welche Archibald Jeremiah Fallback, Esq., zurückfällt, wenn man ihm vom bevorstehenden Handeln spricht. Er haßt die politischen Gauner wie Gift und Opium. Sein inbrünstiger Wunsch ist, daß sie ihn und die ganze Welt in Frieden lassen. Das Mittel, wodurch er dies am liebsten erreichen möchte, ist — sie in Frieden zu lassen. Das paßt ihnen gerade; sie lassen sich darum doch nicht davon abhalten, Archibald Jeremiah Fallback, Esq., und seinen Mitbürgern in allem Frieden das Fell über die Ohren zu ziehen.

Stünde unser achtbarer Mitbürger mit seinen Maximen allein in der so principienbunten New-Yorker Gesellschaft, dann könnte man ihm seine große Friedensliebe in Folge seiner ebenso großen Achtbarkeit gern nachsehen. Allein das Unglück will, daß er nicht allein steht. Er hat sehr viele Vettern, sehr viele Verwandte, nämlich Geistes- und Charakter-Verwandte. Die Fallbacks bilden eine ganze Bevölkerungsclassen. Man sagt so oft: die Bürger New-York's billigen in ihrer Mehrheit das Ruiniren ihrer Gemeinde durch jene Banden sicherlich nicht; wie kommt es, daß sie derselben nicht Herr werden können? Weil die Fallbacks aus der nicht billigenden Mehrheit eine nicht Herr werdende Minderheit zu machen versehen.



The first part of the report is devoted to a general description of the country and its resources. It is found that the country is well adapted for agriculture and stock raising. The soil is fertile and the climate is healthy. The water is pure and abundant. The country is well watered and the soil is fertile. The climate is healthy and the water is pure. The country is well watered and the soil is fertile. The climate is healthy and the water is pure.

The second part of the report is devoted to a description of the minerals and other resources of the country. It is found that the country is rich in minerals and other resources. The minerals are of great value and the other resources are of great value. The minerals are of great value and the other resources are of great value. The minerals are of great value and the other resources are of great value.

The third part of the report is devoted to a description of the population and the progress of the country. It is found that the population is increasing and the progress of the country is rapid. The population is increasing and the progress of the country is rapid. The population is increasing and the progress of the country is rapid.

The fourth part of the report is devoted to a description of the government and the laws of the country. It is found that the government is well organized and the laws are well enforced. The government is well organized and the laws are well enforced. The government is well organized and the laws are well enforced.

The fifth part of the report is devoted to a description of the education and the state of the country. It is found that the education is well advanced and the state of the country is well advanced. The education is well advanced and the state of the country is well advanced. The education is well advanced and the state of the country is well advanced.

The sixth part of the report is devoted to a description of the commerce and the state of the country. It is found that the commerce is well advanced and the state of the country is well advanced. The commerce is well advanced and the state of the country is well advanced. The commerce is well advanced and the state of the country is well advanced.

The seventh part of the report is devoted to a description of the military and the state of the country. It is found that the military is well organized and the state of the country is well advanced. The military is well organized and the state of the country is well advanced. The military is well organized and the state of the country is well advanced.

The eighth part of the report is devoted to a description of the public works and the state of the country. It is found that the public works are well advanced and the state of the country is well advanced. The public works are well advanced and the state of the country is well advanced. The public works are well advanced and the state of the country is well advanced.

The ninth part of the report is devoted to a description of the public health and the state of the country. It is found that the public health is well advanced and the state of the country is well advanced. The public health is well advanced and the state of the country is well advanced. The public health is well advanced and the state of the country is well advanced.

The tenth part of the report is devoted to a description of the public education and the state of the country. It is found that the public education is well advanced and the state of the country is well advanced. The public education is well advanced and the state of the country is well advanced. The public education is well advanced and the state of the country is well advanced.

